Jean Jaques Rousseaus Einfluss auf Joachim Heinrich Campe.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Friedrich-Alexanders-Universität

Erlangen

ACAD. LAUBAT. BIBL.

vorgelegt

von

Ernst Hartmann

aus Paczkowo.

Tag der mündlichen Prüfung: 26. Februar 1904.

Neuenburg Wpr.
Buchdruckerei von Franz Nelson
1904.

111

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41549808_0031

Seinen teuren Eltern

in dankbarer Liebe

gewidmet

vom

Verfasser.

Jean Jaques Rousseaus
Einfluss auf
Joachim Heinrich Campe.

Seit Kant nennt man das 18. Jahrhundert ein Zeitalter der Aufklärung, weil in ihm die Fesseln gesprengt wurden, welche die Hierarchie des Mittelalters um Wissenschaft und Philosophie geschmiedet hatte. So entstand zunächst eine Opposition der Philosophie gegen die von der Kirche zur Geltung gebrachten Dogmen in Kirche und Staat. Die Eigenart dieses Jahrhunderts ist es nun, dass die philosophischen Gedanken nicht in den Stuben der Gelehrten blieben, sondern eine Verbindung mit der ganzen gebildeten Welt suchten und diese in der praktischen Verknüpfung mit der Erziehung der kommenden Geschlechter fanden. Man wollte die Menschen durch Erziehung glücklich machen, das ist das Streben Rousseaus wie auch der Pädagogen auf deutschem Boden.

Diese Versuche und tatsächlichen Leistungen jener Zeit beginnt man neuerdings wieder mehr zu würdigen und sucht die Beziehungen zwischen den bedeutendsten Pädagogen festzustellen, um so einen Einblick in das Werden jener wichtigen Epoche zu gewinnen. Neben Studien, die ein Gesamtbild einzelner Männer geben wollen, hat man Vergleiche angestellt zwischen Rousseau, Basedow, Pestalozzi und anderen. Merkwürdigerweise hat man dabei einen Mann ausser Acht gelassen, der doch eine ganz besondere Stellung in jener Zeit einnimmt: Das ist Joachim Heinrich Campe.

Dr. J. Leyser urteilt über ihn:[1] „Unter den Vertretern des Philantropinismus steht Campe zweifellos oben an, edler als Basedow, gewandter als Wolke, massvoller als Bahrdt, tiefer als Salzmann, besonnener als Trapp. Campe hat die pädagogischen Principien des Philantropinismus — Pflege des Körpers und Entfernung der seine Kraft zerstörenden Sünden und Gewohnheiten; Richtung des Unterrichts auf das im äusseren Leben Brauchbare und Nützliche; eine naturgemässe, den Unterricht leicht und angenehm machende Methode; Bildung des Zöglings zur Sittlichkeit durch Aufklärung des Verstandes -- ihrer Einseitigkeiten entkleidet und für das wirkliche Leben anwendbar gemacht."

Weiter urteilt Pinloche in seinem Werk über Campe:[2] „Das geschriebene Werk Campes ist ungeheuer und verdient für sich ein besonderes Studium; die Wichtigkeit seiner pädagogischen Schriften hätte allein genügt, seinen Namen berühmt zu machen. Er ist in der Tat der einzige unter den Repräsentanten der berühmten philanthropinistischen Schule, der zu gleicher Zeit erzieherische und schriftstellerische Talente vereinigte. Er besitzt ebenso viel Eifer und Ueberredungskraft wie Basedow, obgleich er seine marktschreierische Sprache nicht kennt; er ist so einfach und rührend wie Salzmann, ohne ebenso flach und monoton zu schreiben, endlich liest er sich so angenehm wie Bahrdt und hat zuweilen ebenso viel Geist wie dieser, mit dem Unterschiede, dass er ihn nur zu

1. Leyser: Joachim Heinrich Campe ein Lebensbild aus dem Zeitalten der Aufklärung. Braunschweig 1877.
2. Pinloche: La réforme de l'éducation en Allemagne au dix huitième Siècle. Paris 1889.

nützlichen und rechtschaffenen Sachen anwendet. Seine Landsleute haben recht, wenn sie ihn den Schriftsteller des Philanthropinismus nennen. Dieser Titel ist vielleicht nicht glänzend, aber er ist der gerechteste."

Besonders schätzt Pinloche den gesunden Menschenverstand Campes, der überall in seinen Schriften zu spüren ist. Infolgedessen nimmt die Theorie keinen breiten Raum bei ihm ein; er weiss, dass die genauesten Regeln, die geistreichsten Lehrsätze oft nicht genügend sind, um jede falsche Auslegung und ungeeignete Anwendung zu vermeiden. In der Praxis gibt es so viel ähnlich scheinende Fälle, die dennoch verschieden sind, und es wird dann leicht, richtige Gaundsätze falsch anzuwenden.

Diese Bescheidenheit des Praktikers sticht wohltuend von dem gebieterischen Ton der meisten Theoretiker ab.

Theorie und Praxis ist eben etwas sehr Verschiedenes und ihr Verhältnis zeigt manche Gegensätze. Campe ist der grosse Mann der Erfahrung durch Praxis, Rousseau der grösste Theoretiker jener Zeit auf dem Gebiete der Pädagogik.

Der Zweck der vorliegenden Arbeit ist der, einen Vergleich zwischen den pädagogischen Lehren Rousseaus und Campes anzustellen, um zu sehen, wie weit Campe durch Rousseau angeregt und beeinflusst worden ist. Demgemäss wird es der erste Teil mit der Entwickelung der pädagogischen Ideen Rousseaus nach seinem „Emile" zu tun haben, der zweite Teil aber wird Campes pädagogische Schriften auf ihren Inhalt und ihre Stellung zu jenen Lehren prüfen müssen.

Jean Jaques Rousseau.

Alles ist gut, wie es hervorgeht aus den Händen des Urhebers der Dinge; alles entartet unter den Händen des Menschen.[1] Das ist die Grundanschauung Rousseaus über das Verhältnis von Natur und Mensch, wie er es auch vielfach und in ähnlicher Weise ausspricht. Ihm sind die ersten Regungen der Natur immnr die rechten, es gibt für ihn keine ursprünglichen Verkehrtheiten im menschlichen Herzen, es findet sich kein einziges Laster in ihm, von dem man nicht nachweisen könnte, wie und auf welchem Wege es hereingekommen sei.[2] Nachdem Rousseau jenen Grundgedanken kurz an die Spitze eines Hauptwerkes gestellt hat, wendet er sich an die Mutter, der die erste Erziehung des Neugeborenen gehört. Ziehe frühzeitig eine Schutzwehr um die Seele deines Kindes. so beginnt er, ein anderer mag das Gebiet nach aussen abgrenzen, aber du allein hast die Schranke zu setzen.[3]

Wie überall in seinen erzieherischen Ansichten muss er aber erst mit den Gewohnheiten seiner Zeit ins Gericht gehen, und so erhält seine ganze Darstellung einen scharfen polemischen Anstrich. Er verlangt nun von den Müttern,[4] dass sie ihre Kinder nicht gemieteten Weibern überlassen, die sich ihre Pflicht möglichst leicht machen, sondern, dass sie sie selbst nähren, sich dauered um sie kümmern und ihnen die eben gewonnene Freiheit

1. Emil I. § 1. cf. IV. § 270, V § 58, 96,
2. Emil II. § 62.
3. Emil I. § 3.
4. Emil I § 35—54.

nicht durch ein Wickelkissen nehmen. Das neugeborene Kind hat das Bedürfniss sich zu regen und zu bewegen, deshalb soll man ihm weite, bequeme Windeln geben, welche ihm freien Spielraum lassen und es in eine gut ausgepolsterte Wiege legen, wo es sich gefahrlos bewegen kann.[1] Statt dessen verurteilt man es zur Untätigkeit und zum Zwang. Diese Art, die Kinder zum Stilleliegen zu zwingen, hat nur für die Amme eine angenehme Seite, dass sie nämlich ungestört ihrer Beschäftigung nachgehen kann. Da die Ammen natürlich einen Pflegling nur aus Rücksicht auf den Gewinn annehmen, muss man in der Wahl derselben doppelt vorsichtig sein, auch Acht darauf geben, wie sie sich in ihren Nahrungsverhältnissen zu dem Kinde eignet.[2] Dazu kommt die Rücksicht auf die Gemütsart, die ebenso wesentlich ist. Eine weitere Beachtung verdient die Kost[3] der Amme und zwar wünscht Rousseau wesentlich Pflanzenkost, weil da die Milch bekömmlicher sei.

Eine andere Massregel, die Gesundheit der Kinder zu erhalten und zu fördern, ist das Baden.[4] Dieses ist wohl schon üblich, aber man macht dabei Zusätze von Wein zu lauem Wasser, während es doch natürlich wäre, die Kinder in reinem, kaltem Wasser zu baden. Mit Rücksicht auf die Verderbtheit der bestehenden Generation ist Rousseau jedoch zufrieden, wenn man sie allmählich an kühleres und später an alle möglichen Wärmegrade des Wassers gewöhnt. Zugleich ist es eine Forde-

1. Emil I. § 125.
2. Emil I. § 107—112.
3. Emil I. § 113—118.
4. Emil I. § 122—124.

rung der Reinlichkeit, Kinder häufig zu baden, aber auch die Erwachsenen müssen davon fleissig Gebrauch machen, besonders die Frauen. Es ist durchaus verkehrt, die Kinder zu sehr vor allem zu hüten, was ihnen augenblicklich unangenehm ist und ihnen Schmerz bereitet.[1] Die Natur geht einen anderen Weg und härtet sie frühzeitig, z. B. durch den Schmerz beim Durchbrechen der Zähne ab. Werden die Kinder aber zu sehr verweichlicht, dann sind sie den Unbilden der Witterung oder eintretenden Krankheiten nicht gewachsen und so gehen erfahrungsgemäss mehr Kinder zu Grunde, die verzärtelt werden, als umgekehrt. Deshalb muss man also frühzeitig mit der Abhärtung beginnen und sie dauernd üben. Dazu gehört auch, dass man die Kinder an ein schlechtes Liegen bei Nacht gewöhnt.[2] Dadurch werden sie soweit abgehärtet, dass sie überall gut schlafen und nie über ein schlechtes Bett zu klagen haben. Kinder bedürfen eines langen Schlafes, aber man soll sie diesem nie ungestört überlassen, sondern sie daran gewöhnen, auch in den, gewöhnlich für das Schlafen bestimmten Stunden wach und rege zu sein. Natürlich sollen die Kinder frühzeitig aufstehen und zwar von selbst, sie müssen es sich zu eigen machen, selbst aufzuwachen, und damit das geschieht, stellt man ihnen für diesen Fall eine angenehme Beschäftigung in Aussicht. Dabei soll das Kind auch seine Haut abhärten,[3] und sobald es laufen kann, barfuss im Zimmer und im Garten zu allen

1. Emil I. § 55—58.
2. Emil II. § 200—206.
3. Emil II. § 238—240.

Jahreszeiten umhergehen. Der Zweck der Abhärtung[1] ist der, das Kind gegen die Uebel, welche die Natur ihm auferlegt, widerstandsfähig zu machen und dadurch grösseren Gefahren vorzubeugen.

Allerdings setzt Rousseau hierbei stets ein gesundes Kind voraus, mit einem kranken Kinde möchte er sich als Erzieher nicht abgeben.[2] Die dafür aufgewendete Mühe erscheint ihm verloren, denn leben heisst für ihn eben nicht nur atmen, beim Leben erhalten werden, sondern seine Kraft gebrauchen. Deshalb will er ein gesundes Kind, das auch ohne Gefahr die notwendigen Uebel ertragen kann. Zu der Frage der Schutzimpfung gegen Blattern nimmt Rousseau keine bestimmte Stellung ein. Für die damalige Menschheit hält er sie für notwendig, für seinen vernünftig genährten und erzogenen Zögling ist sie gleichgiltig. Er braucht die Gefahr einer späteren Krankheit nicht zu fürchten.[3] Wenn das Kind sich eine Beule schlägt,[4] oder sonst einen Schmerz empfindet, dann gilt es von vorn herein, ruhig zu bleiben und dem Kinde nicht erst durch unsere Sorge selbst Angst zu machen und so seinen Schmerz zu erhöhen. So wird es bald sein Leid vergessen haben und sich späterhin an derartige Kleinigkeiten gewöhnen. Zugleich ist aber der Schmerz ein wirklich notwendiges Uebel, denn sonst würde der Mensch die grossen Güter nicht würdigen, sonst würde er sein Herz den Regungen des Mitleides und der Menschlichkeit verschliessen.[5]

1. Emil V. § 314.
2. Emil I. § 91—93
3. Emil II. § 210—212.
4. Emil II. § 4.
5. Emil II. § 42.

Da hat die Natur nun dafür gesorgt, dass es schon in seiner ersten Kindheit an mancherlei Schmerz gewöhnt wird, ja diese vergeht überhaupt mit Weinen[1], und die Verkehrtheiten in der Erziehung bringen es mehr als nötig dazu. Die Aerzte,[2] die man dem Kinde bei Krankheiten holt, will Rousseau nicht sehen, sie verderben nach seiner Ansicht weit mehr als sie nützen. Deshalb will er für seinen Zögling nur bei augenscheinlicher Lebensgefahr einen Arzt holen, wenn er eben nichts mehr verderben kann. Im übrigen lasse man das Kind geduldig seine Schmerzen tragen. Der einzige brauchbare Teil der Heilkunst ist die Gesundheitspflege. Mässigkeit und Arbeit sind die wahren Arzeneien des Menschen. Eine natürliche Lebensweise wird ausserdem auch die Krankheiten bedeutend vermindern und erleichtern. Das Kind aber muss in der ersten Zeit viel weinen, denn dies ist bis zu der Zeit, wo es sprechen lernt, seine einzige Sprache, durch die es seine Umgebung auf seine Bedürffnisse aufmerksam machen kann.[3] Dazu kommt, dass es, ohne den Grund der Verschiedenheiten einzusehen, bald geschaukelt und in Güte beruhigt, bald ungeduldig geschlagen wird, je nachdem die Eltern und Erzieher die Laune haben. Bald darf es alle beherrschen, bald soll es niemanden stören und belästigen. So beginnt man seine Erziehung, und da das Verhältnis zwischen den Eltern kein wirklich vertrauliches ist, lernt es auch in den späteren Jahren seiner Kindheit nichts von

1. Emil I. § 60—69.
2. Emil I. § 97—105.
3. Emil I. § 148—150.

dem Familienleben kennen. Der Vater, der der Lehrer seines Kindes sein sollte, geht seinen Berufspflichten nach und hat keine Zeit für die Erziehung desselben. Demgegenüber verlangt Rousseau: Wer seine Vaterpflichten nicht erfüllen kann, hat kein Recht Vater zu werden. Wenn nun aber ein Vater nicht im Stande ist, sein Kind selbst zu erziehen, dann soll er ihm doch einen Erzieher geben, der sich dem Kinde ganz widmet.

Dieser Erzieher[1] muss jung sein und dem Alter des Zöglings möglichst nahestehen, um desto sicherer sein Vertrauen zu gewinnen. Diese Erziehung soll dann allerdings nicht nur ein paar Jahre dauern, sondern es gilt, den Zögling zu leiten von der ersten Kindheit bis zum Mannesalter, und auch dann noch soll er sich ihm als Freund widmen. Es soll eben kein Vertrag auf eine bestimmte kürzere oder längere Zeit sein, bei dem von vornherein der Zeitpunkt der Trennung ungefähr bestimmt ist, sondern ohne ihre Zustimmung sollen Erzieher und Zögling nicht getrennt werden.[2]

Schlechte Gewohnheiten[3] darf das Kind nicht erst bekommen, ja Rousseau will ihm überhaupt nur eine Gewohnheit zugestehen, das ist eben, dass es keine annehme. Da ein Kind das, was es noch nicht kennt, fürchtet, soll man es bald mit allem möglichen bekannt machen und ihm so auch die unnötige Furcht vor Kröten und sonstigen unschädlichen Tieren nehmen, es an allerhand Masken, an den Knall eines Schiessgewehres und dergleichen Dinge gewöhnen. Ist es durch seine erste falsche Er-

1. Emil I. § 78—82.
2. Emil I. § 89.
3. Emil I. § 136—142.

ziehung eigensinnig geworden, dann darf man auf sein Schreien nicht achten, oder muss es unmerklich durch etwas anderes zerstreuen.[1] Niemals aber darf man sich etwas durch Weinen oder Schreien abtrotzen lassen;[2] dadurch macht man das Kind nur eigensinnig. Zerschlägt oder zerbricht es aus Eigensinn Geräte, dann darf man sich darüber nicht aufregen, sondern man entfernt die Dinge, die es verderben kann, aus seinem Bereich und straft es für seine Launen, indem man ihm die zerbrochenen Geräte nicht durch andere ersetzt, bis es sein Unrecht einsieht und sich bessert.[3] Ueberhaupt sollen die Strafen immer aus den Handlungen des Kindes selbst hervorgehen, dadurch kennt es bald die Gesetze der Notwendigkeit und gewöhnt sich keine Launen an. Sollte es sich gar an Personen vergreifen,[4] und wäre es auch ein Bedienter, dann soll es seine Schläge mit Zinsen zurückbekommen. Aber dieser Fall wird kaum eintreten, wenn es nicht falsch erzogen ist. Selbst wenn schon viel an solchem Kinde gesündigt ist, lässt es sich noch gut machen, wenn man diese Grundsätze durchführt. Dafür gibt Rousseau in längerer Erzählung ein Beispiel,[5] in dem er zeigt, wie ers elbst einmal einen launenhaften Knaben, der ihn im Schlafe absichtlich störte, von seinem Eigensinn heilte indem er ihn bei frischer Gelegenheit in ein Gemach sperrte, wo es nichts zu verderben gab.

Als die vornehmste Aufgabe des Erziehers in

1. Emil I. § 169—171.
2. Emil II. § 38.
3. Emil II. § 92.
4. Emil II. § 83 Anmerkung 1.
5. Emil II. § 170 ff.

dieser ersten Zeit stellt Rousseau die körperliche Uebung[1] hin, die das Kind in seiner Entwicklung für die spätere Geistesarbeit kräftigt. Dazu gehört in erster Linie viel Bewegung, laufen, schreien, auch arbeiten. Wenn es dabei die Freiheit hat, zu tun, was es will, wird es von ihr keinen schlechten Gebrauch machen. Für die Richtigkeit seiner Forderung beruft sich Rousseau auf die Alten, die durch ihre gymnastischen Uebungen die Kraft des Körpers und die Stärke des Geistes erlangt haben, durch die sie die Nachwelt so bedeutend übertreffen. Als ein weiteres Mittel, den Körper zu kräftigen, führt er das Schwimmen an, das noch den Vorteil hat, damit die Gefahr des Ertrinkens bei einem Unfall zu beseitigen.

Aber diese Uebungen sollen auch noch angenehm gemacht werden durch Spiele,[2] die man einrichtet. Wenn eine Schachtel mit Süssigkeiten versteckt wird, dann bekommt die Bewegung beim Suchen ein besonderes Interesse, abgesehen davon, dass dadurch auch noch die Sinne des Kindes geübt werden. In ähnlicher Weise lässt sich noch vieles machen. Ja, selbst träge Kinder kann man an Bewegung gewöhnen und ihnen sogar eine Leidenschaft dafür einflössen, wenn man es so einrichtet, das sie dahinter nichts vermuten, sondern nur das Spiel sehen. Man kann sie aber auch durch Süssigkeiten dazu anreizen, so bringt man sie z. B. zum Laufen, wenn man ein Stück Kuchen als Preis des Wettlaufes festsetzt und ihnen dabei öfter Gelegenheit gibt, es zu erringen. Dabei brauchen die Spiele nicht immer ganz gefahrlos zu

1. Emil II. § 154, 156, 166, 190. 213—14.
2. Emil II. § 231, 207—208, 245—251, 265—269.

sein, denn in diesem Falle werden sie oft zu lau gespielt und büssen an Interesse ein. Durch eine kleine Gefahr werden die Kinder zur Gewandtheit erzogen, und das ist ein grosser Vorteil. Dagegen will Rousseau bei Kindern wie bei Erwachsenen von Spielen, die keine körperliche Uebung bedingen, nichts wissen, besonders verurteilt er das Spiel um Geld. Es ist ihm ein Erzeugnis der Habsucht und der Langeweile, das nur in einem leeren Kopf oder Herzen Wurzel fasst.[1] Wie bei den Knaben, so ist auch bei den Mädchen die Pflege des Leibes[2] die erste Bedingung, allerdings mit einem anderen Ziel. Während die Knaben vornehmlich zur Kraft erzogen werden sollen, steht bei den Mädchen die Anmut oben an. Doch sollen auch sie Freiheit zu körperlicher Bewegung haben und nicht bloss auf Befehl der Mutter aufstehen oder sich hinsetzen. Auch da ist ihm die griechische Ausbildung ein Vorbild, wenn er auch nicht will, dass sich die Mädchen wie bei den Spartanern in kriegerischen Spielen üben. Wohl aber wünscht er, dass sie sich, wie bei den Griechen zu allen Opferfesten und sonstigen Feierlichkeiten, oft im Reigen vor den Menschen zeigen und dazu den Leib in anmutigen Bewegungen üben. In der Natur des Mädchens liegt es, dass es unter seinen Spielsachen lieber die Dinge hat, die fürs Auge sind. Darunter nimmt nun die Puppe die erste Stelle ein. Fortwährend hat es mit der Kleidung und dem Schmuck derselben zu tun. Da es nun selbst nichts dafür tun kann, ist es auf die Gefälligkeit anderer angewiesen. Um sich davon zu befreien, wird es

1. Emil IV. § 482.
2. Emil V. § 36–38, 43–46, 64, 128–129.

sobald als möglich selbst nähen lernen und sich dann seine Puppe selbst putzen. Daraus folgen dann spielend andere kleine Handarbeiten. Beim Spiele findet sich ferner gerade bei Mädchen sehr bald der Tanz ein und in Verbindung mit ihm der Gesang. Beides ist durchaus nach Rousseaus Sinn, denn er sagt, ein junges Mädchen soll lebhaft, munter und lustig sein, tanzen und singen, soviel es nur will. Dadurch übt es sich im anmutigen Gange, der sein Auftreten ungezwungen erscheinen lässt. Wenn es älter wird, benutzt es die beim Puppenspiel gewonnene Fertigkeit in weiblichen Handarbeiten für sich und seine Familie und lernt auch von klein auf halb spielend die Einzelheiten der Haushaltung.

Es liebt den Schmuck und versteht es, sich vorteilhaft zu kleiden. Seine Kleidung[1] ist einfach und durchaus nicht der Mode unterworfen. Dafür aber weiss es, welche Farben ihm gut stehen. Rousseau geht auch darin auf die Alten als das Vorbild zurück. Gerade dadurch, dass die Kleidung derselben so bequem war und den Körper nicht beengte, entstanden die schönen Formen, die noch heute den Künstlern als Muster dienen, weil die jetzige Zeit keine solche mehr aufzuweisen hat. Ein schöner Leib aber kommt nur bei einfachen Kleidern zur rechten Geltung, der Putz verdeckt und entstellt die Schönheit eines jungen Mädchens. Deshalb soll es darauf ganz verzichten. Dadurch braucht es nicht soviel Zeit für seine Toilette, ja es hat sie garnicht dazu, da es an die Arbeit in der Häuslichkeit gewöhnt ist und daran mehr Freude findet.

1. Emil V. S 127, 40—42, 59—61, 62.

Ebenso wie bei den Mädchen soll die Kleidung[1] auch bei den Knaben bequem sein und nicht eng am Körper anliegen oder gar geschnürt sein. Es ist durchaus nicht nötig, dass sich ihr Wuchs hübsch im Kleide abhebt, wichtiger ist, dass die Kleidung gesund ist. Da die Kinder heitere Farben lieben, soll man sie auch für ihre Kleider benutzen, alle aber möglichst einfach machen. Unvernünftige Eltern oder Erzieher aber benutzen die einfacheren Kleider als Strafmittel und lehren damit das Kind, dass alles auf das Aeussere ankommt, dass Kleider allein den Wert des Menschen ausmachen. Dem gegenüber möchte Rousseau es gerade umgekehrt versuchen, und ihm die reichsten Kleider am unbequemsten machen lassen, um sie ihm auf diese Weise und durch mancherlei Nachteile zu verekeln. Aus Gesundheitsrücksichten verlangt er, dass Menschen, die viel im Zimmer sitzen, warm, andere, die viel Bewegung im Freien haben, leichter gekleidet seien, beide aber das ganze Jahr hindurch dieselbe Kleidung tragen. Der Kopf soll nur leicht oder garnicht bedeckt sein und auch darin eine gewisse Abhärtung gegen die Kälte stattfinden. Später kann man sich trotzdem auch an grosse Wärme und Hitze gewöhnen.

In allem sollen die Kinder eine gewisse Freiheit[2] haben, die nur durch ihre eigene Schwäche eingeschränkt wird. Wenn das Kind nur von den Dingen abhängig ist, dann bleibt es in der Ordnung der Natur. Ja, es wird die kleinen Unbqeemlichkeiten gern tragen, wenn es nur tun und lassen

1. Emil II. § 191—196.
2. Emil II. § 17 ff 29, 34—36, 40—41, 59.
„ V. § 317, 326, 462.

kann, was ihm gefällt. Es wird sich der Notwendigkeit unterwerfen und je länger je mehr erkennen, dass es die meiste Freiheit hat, wenn es die Notwendigkeit unumwunden anerkennt und sie nicht etwa mit Hilfe des Menschen aufzuheben sucht. Um wirklich glücklich zu sein, muss der Mensch lernen, seine Wünsche auf das Mass des Erreichbaren einzuschränken; je geringer seine Wünsche sind, desto mehr hat er zu seinem Glück; ja wenn er sein ganzes Dasein auf sein Inneres beschränkt, dann hat er das Höchste erreicht; will er dagegen seine Schranken überschreiten, dann wird er sicher unglücklich. Die Freiheit des Kindes soll deshalb nicht dahin ausarten, das es sich gewöhnt, alles zu verlangen,[1] was ihm gerade einfällt. Dadurch werden seine Wünsche ins Unermessliche gesteigert, so dass sie schliesslich niemand mehr befriedigen kann, und am Ende doch ein Verweigern eintreten muss, das dann aber weit mehr empfunden wird, als wenn ein Kind von Jugend auf daran gewöhnt worden ist, nur das zu bekommen, was es wirklich braucht. Wenn es um etwas bittet, so soll es auch den Dienstboten gegenüber nie blosse Höflichkeitsformeln gebrauchen, die doch nur ein Befehl sind, da der Ton sie dafür kennzeichnet. Dadurch werden die Kinder nur zum Zorn erzogen und sehen in jedem notwendigen Versagen ihrer Wünsche eine Niederträchtigkeit. Dazu kommt, dass sie später im Leben nie diese Berücksichtigung finden können und statt dieser nur Spott und Missachtung ernten. Dieser Gang der Erziehung ist aber auch naturwidrig, denn ein Kind ist nicht gemacht zum Befehlen; dazu ist es

1. Emil II. § 43, 39, 44—46, 47—48.

auf die Hilfe der Menschen viel zu sehr angewiesen und eben deshalb steht ihm das Bitten besser an als das Befehlen. Im übrigen will Rousseau aber die Worte gehorchen[1] und befehlen ganz aus dem Wörterbuch des Kindes streichen, dafür sollen Gewalt und Notwendigkeit, Ohnmacht und Zwang einen grossen Raum darin einnehmen In der Tat wird die Pflicht des Gehorsams den Kindern gewöhnlich durch Drohungen oder Versprechungen eingeprägt, und die Erfahrung lehrt sie, das es für sie nützlich ist, zu gehorchen. Dabei bleibt nur die eine Möglichkeit offen, dass sie sich ihre Freiheit hinter unserem Rücken suchen und finden und dadurch zur Heuchelei, Verstellung und Lüge[2] angeleitet werden. Das Interesse, der Strafe für den Ungehorsam zu entgehen, ist grösser als die Liebe zur Wahrheit und liegt dem Kinde im Augenblick näher. Dieses Interesse des Augenblicks verleitet das Kind auch zu Versprechungen, die, weil in der Zukunft liegend, keinen Wert haben und an deren Erfüllung es kaum während des Versprechens denkt. Deshalb soll man den Kindern keine Versprechungen abnehmen; denn die Lüge, die ein Kind damit begeht, hat der Erzieher verbrochen. Nur dann darf man ein Versprechen annehmen, wenn es vom Kinde selbst ausgeht, und wenn seine Erfüllung offenbar vorteilhaft für dasselbe ist. Lügt es dann, so empfängt es aus der Sache selbt seine Strafe dafür. In jedem Falle soll man aber mit Versprechungen sparsam sein, den sonst vergisst das Kind sie und verliert die Achtung davor.

1. Emil II. § 50, 54.
2. Emil II. § 55, 96–101.

Da das Kind Gehorsam[1] nicht kennen soll, so darf man ihm natürlich auch nichts verbieten. Denn da die Kinder den Grund des Verbotes nicht einsehen, so ist man auch da gezwungen, zu drohen oder zu versprechen, und die Lüge ist ebenso leicht möglich wie beim Befehlen. Sein Gehorsam soll sich allein auf seine Schwäche gründen, eine Weigerung des Erziehers aber auch eine Mauer sein, die es mit allen Versuchen nicht umstürzen kann. Gegen die einfache, unabänderliche Notwendigkeit wird sich dann kein Kind auflehnen.

Bei solcher Erziehung wird sich die Gelegenheit zu strafen,[2] von selbst vermindern. Aber auch, wo die Kinder Strafe verdient haben, soll man sie nicht als solche über sie verhängen, sondern dafür sorgen, dass die schlimmen Wirkungen ihrer Untaten ihnen selbst Schaden bringen.

Hat man sie vor Schaden gewarnt,[3] und sind sie trotzdem hineingeraten, dann darf man sie nicht strafen oder verspotten, indem man ihnen sagt: ich habe es Dir ja gesagt; denn dadurch macht man die Kinder nur störrisch, und sie werden das nächste Mal noch einen Versuch machen, um zu zeigen, dass sie nicht so unrecht gehabt haben. Bedauert man sie dagegen und entschuldigt sie mit dem Bemerken, dass andere auch schon den Fehler gemacht haben, so gewinnt man ihr Zutrauen und kann gewiss sein, dass sie auf uns hören werden, weil sie sehen, dass wir es gut mit ihnen meinen.

Etwas anders wird sich in diesem grossen

1. Emil II. § 56—57.
2. „ II. § 92. 94.
3. „ IV. § 137—138.

Punkte die Erziehung der Mädchen vollziehen. Sie müssen frühzeitig an Zwang[1] gewöhnt werden und immer tätig sein. Ihre gewöhnlichsten Fehler sind Zerfahrenheit, Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit, diesen muss durch einen gewissen Zwang und dauernde Beschäftigung entgegengearbeitet werden. Zugleich muss darauf geachtet werden, dass ihnen ihre Beschäftigungen nicht langweilig werden; das ist aber nicht schwer zu verhüten, da sie eine leichte Arbeit, wo sie daneben plaudern können, gern haben und darin durchaus nicht leicht ermüden. Freiheit[2] dürfen sie nicht zuviel haben, weil sie dieselbe übermässig ausnützen. Dieser Eifer muss gemässigt werden, sonst bringt er die den Frauen so leicht eigne Unbeständigkeit hervor. Deshalb sollen sie zwar ihre Spiele in vollständiger Freiheit geniessen, aber nicht von einem zum anderen eilen. Auch soll man sie zuweilen darin unterbrechen und zu häuslichen Geschäften rufen, um sie an den Zwang zu gewöhnen und sie fügsam zu machen. Diese Eigenschaft ist ihnen für ihr späteres Leben durchaus notwendig. Diesen Satz drückt Rousseau dann noch einmal in dem Gedanken aus: Die erste und notwendigste Eigenschaft eines Weibes ist die Sanftmut,[3] denn die Frau ist dem Urteil des Mannes unterworfen und muss zuweilen selbst Ungerechtigkeiten von ihm hinnehmen, ohne sich darüber zu beklagen. Wenn sie zankt, so macht sie ihre Lage nur noch schlimmer, denn der Mann wird dann erst recht auf seiner Anschauung beharren. Dagegen kann

1. Emil V. § 50—51.
2. „ V. § 52.
3 Emil V. § 53. 116.

sie ihn durch Sanftmut überwinden, sie leitet ihn, indem sie ihm gehorcht, sie beherrscht ihn geradezu durch ihre Sanftmut und Bescheidenheit. Gegenüber der Kraft und Ueberlegenheit des Mannes hat sie nur eine dauernd brauchbare Waffe, die List. Durch diese macht sie sich die Lage des Mannes zu nutze und zieht daraus ihren Vorteil.[1] Das Weib ist geschaffen, die Ungerechtigkeiten des Mannes zu ertragen. Hat sie aber selbst Unrecht getan, und zuweilen treibt sie eine eigentümliche Wiederspenstigkeit dazu, dann nimmt sie die Strafe geduldig hin und ist für die Verzeihung aus tiefstem Herzen dankbar.[2] Richtig erzogen, besitzt ein Mädchen eine Höflichkeit,[3] die mit allgemeinen Formeln nichts zu tun hat und von Phrasenhaftigkeit weit entfernt ist. Statt dessen lässt sie ihr Herz reden. Statt Anspruch auf Galanterie zu machen, weiss sie, dass die Rechte des Alters denen des Geschlechtes vorgehen, und dass es sich ziemt, die Weisheit zu ehren. Artigkeiten gegenüber wird sie stets zu unterscheiden wissen, ob sie aufrichtig gemeint oder nur nichtssagende Phrasen sind und sich diese nicht bieten lassen. Gern dagegen wird sie ein offenes, gerades Lob hinnehmen und sich Mühe geben zu gefallen, ohne gefallsüchtig zu sein.[4] Von Koketterie soll ein solches Mädchen, wie Rousseau es sich erzogen denkt, natürlich erst recht nichts wissen.

Die Kinder sind überhaupt nicht eitel, wenn sie nicht dazu erzogen werden. Aber wieviel wird gerade darin gesündigt![5] Man benutzt sie, um

1. Emil V. S. 58
2. „ V. § 133—135.
3. „ V. § 142—145.
4. Emil V. § 63.
5. Emil III, § 95, IV. § 64—65, 134, 415, 268.

das Kind zum nacheifern anderer anzuregen. Im Wettbewerb reizt man sie durch Lob oder Tadel, weckt den Ehrgeiz und die Ruhmsucht und wundert sich dann, wenn neben der Eitelkeit auch noch Neid und Hass ihren Einzug in das junge Menschenherz gehalten haben. Ist die Eitelkeit aber erst einmal zur Herrschaft gekommen, dann ist sie schwer zu entfernen, und es bedarf mancher bitteren Erfahrung, ehe ein junger Mensch von ihr geheilt ist, wenn das überhaupt noch möglich ist. Deshalb soll man die Kinder nicht zu Vergleichen mit anderen nötigen, sondern als einzigen Antrieb die Selbstnacheiferung benutzen, indem man ihnen zeigt, welche Fortschritte sie selbst in den einzelnen Zeiträumen gemacht haben, und sie dadurch zum Vorwärtsstreben anspornt; ja Rousseau meint, man muss einen jungen Mann weniger vor der Sinnlichkeit als vor der Eitelkeit bewahren, denn der Dünkel macht mehr Wollüstlinge als die Liebe.

Natürlich soll man die Kinder auch vor dem Missbrauch ihrer Fähigkeiten hüten, und auch dazu wird die Einfachheit des Lebens das Beste tun können. Zunächst will Rousseau,[1] dass das Kind nur zum Menschen erzogen werde, ohne Rücksicht auf seinen späteren Beruf; denn der Mensch ist in allen Lebenslagen der nämliche, der Reiche hat keinen grösseren Magen als der Arme und verdaut nicht besser als dieser, der Herr hat keine längeren Arme als sein Sklave, die natürlichen Bedürfnisse sind eben überall dieselben, und daher müssen auch die Mittel, sie zu befriedigen überall gleich sein. Deshalb soll die Erziehung dem Menschen angepasst sein und nicht einem einzigen

1. Emil I. § 29.

Stande, denn man weiss nicht, ob er in diesem Stande bleiben kann, und dann wird er durch die falsche Erziehung unglücklich. — Nur zu leicht täuschen sich auch die Eltern in den Fähigkeiten ihrer Kinder, sie sehen den Gefallen an einer Arbeit für die Befähigung dafür an. Es bedarf da langer und feiner Beobachtungen, um die richtige Entscheidung zu finden.[1] Am besten ist derjenige erzogen, der das Wohl und Wehe des Lebens am besten ertragen kann; daraus folgt, dass die rechte Erziehung weniger in Vorschriften als in Uebungen bestehen soll.[2] Quelle dieser Erziehung sind entweder die Natur oder die Menschen oder die Dinge. Ganz unabhängig von uns ist die Erziehung der Natur, daher müssen sich die beiden anderen nach ihr richten.[3] Da die Gesellschaft aber durch und durch verderbt ist, so kann die Erziehung nicht in Anstalten stattfinden, sondern sie ist auf das Haus beschränkt.[4] Schon aus Gesundheitsrücksichten soll das Kind im frühesten Alter aufs Land kommen[5] und dort aufwachsen und auch erzogen werden, fern von den schlimmen Sitten der Stadt. Diese sind besonders für die Mädchen[6] gefährlich, die, im Kloster erzogen, dann in Paris das schlimme Beispiel der Mutter sehen und nichts Eiligeres zu tun haben, als ihr in allem nachzuahmen. Auf dem Lande[7] wird auch die Einwirkung des Erziehers eine grössere sein, sein Ruf, seine Reden und sein Beispiel werden ein An-

1. Emil I. § 30.
2. „ III. § 135—149.
3. „ I. § 6—10.
4. „ I. § 24—26.
5. „ I. § 119.
6. „ V. § 110—115.
7. „ II. § 70—74.

sehen geniessen, wie es in der Stadt nie der Fall ist. Auch die Fehler der Landleute sind weniger gefährlich, weil sie mehr abstossen als verführen. Von besonderer Bedeutung ist natürlich die Persönlichkeit des Erziehers, welcher Rousseau einen besonderen Abschnitt widmet, der in der Forderung gipfelt, dass er seinem Zögling in allem Guten ein leuchtendes Vorbild sei, der sein Herz für seine ganze Umgebung aufschliesse, um Gutes zu wirken, der seine ganze Person einsetze, um die Menschen glücklich zu machen. Er soll sich der Schwachen, Bedrückten und Unglücklichen annehmen und gerecht, menschlich und wohltätig sein. Nicht nur mit Almosen, sondern mit christlicher Liebe soll er allenthalben helfen.[1] Anstatt wie andere Erzieher das Kind an der Hand zu fassen und in ein Zimmer zu bringen, das durch seine ganze Einrichtung und die Bücher in dem Kinde den Gedanken erweckt, jetzt ist es aus mit der schönen Zeit der Spiele, soll es Freude empfinden, wenn es zu ihm kommen darf, denn nun hat das Kind einen Genossen für seine Spiele gefunden, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, seine Jugend heiter und froh zu erhalten.[2] Bevor der Erzieher aber sein Werk beginnt, soll er seinen Zögling beobachten, um seine Eigenart kennen zu lernen. Dann wird er manchen Fehlgriff vermeiden.[3] Was nützt das fortwährende Zurechtweisen, Tadeln, Drohen, Versprechen u. s. w., das so zeitig an den Kindern geübt wird? Mit all dem Wortschwall wird die Wirkung dessen, was wirklich gut war,

1. Emil II. § 72.
2. Emil II. § 309–311.
3. „ II. § 69.

nur abgeschwächt.[1] Die erste Pflicht der Menschen ist, menschlich zu sein, d. h. man soll die Kindheit lieben, ihre Spiele begünstigen und ihnen den Genuss dieser kurzen Zeit nicht verkümmern.[2] Es gibt darin ein Uebermass der Strenge wie der Nachsicht. Wenn man zulässt, dass Kinder sich schädigen, so gefährdet man ihre Gesundheit, wenn man aber zu ängstlich ist, so macht man sie empfindlich, und das bestraft sich später ebenfalls. Darum soll man den Kindern soviel Freiheit lassen als irgend möglich. So geniessen sie wenigstens die Gegenwart, wenn die Zukunft nicht für sie eintritt.[3]

Aber auch wenn der Erzieher nun wirklich seine Arbeit an dem Zögling beginnt, ist es zunächst noch keine positive Leistung, sondern seine erste Aufgabe ist die, verhüten, dass etwas getan werde.[4] Der Gang der Natur ist langsam, darum soll man die Seele des Kindes bewahren, bis sie alle ihre Fähigkeiten entwickelt hat. Die erste Erziehung soll daher nicht Tugend oder Wahrheit lehren, sondern das Herz vor dem Laster und den Geist vor dem Irrtum bewahren. Ja, Rousseau geht so weit, zu erklären, wenn es möglich wäre, ein Kind bis ans zwölfte Jahr zu bringen, ohne dass es seine rechte Hand von der linken unterscheiden könnte, dann würden sich die Augen seines Geistes sofort der Vernunft öffnen, es wäre ein Wunder der Erziehung geschehen, wenn man anfinge, nichts zu tun.[5] Eine gute Lehre soll so

1. Emil II. § 68, 75, 76.
2. „ II. § 11.
3. „ II § 40 f.
4. „ I. § 27.
5. „ II § 66—67.

lange als möglich verschoben werden, damit man keine schlechte erteile. Nur dann soll der Erzieher schnell zugreifen, wenn es gilt, die Einwirkung anderer fernzuhalten, sonst aber behutsam und zurückhaltend sein.[1] Bevor man den Charakter pflegt, muss man ihn studieren, ruhig abwarten, bis er sich offenbare, ihm alle Gelegenheit bieten, sich zu zeigen und jederzeit vielmehr sich hüten, etwas zu tun, als zur Unzeit handelnd einzugreifen.

Das sind Rousseaus Hauptgedanken über seine „negative Erziehung". Mit diesen Grundgedanken geht er an die Erziehung Emils heran. Der Wohnort ist, wie schon gesagt, auf dem Lande, die Wohnung eine Bauernstube[2] mit haltbaren, derben Geräten, ohne Spiegel, Porzellan und Luxussachen, damit er sich frei bewegen kann, ohne Schaden anzurichten. Ausserdem aber wird das Kind, an die Freiheit gewöhnt, weit weniger Schaden machen als andere Kinder, die einmal dem Zwange entronnen, sich für die ausgestandene Qual zu entschädigen suchen. Wenn aber trotzdem das Kind einmal etwas zerbricht, dann soll man es für die eigene Nachlässigkeit, die ihm die Möglichkeit gegeben hat, nicht strafen, sondern mit Stillschweigen darüber hinweg gehen.

Lange vor dem Beginn des Unterrichtes beginnt die Erziehung schon bei dem ganz kleinen Kinde durch die Uebung der Sinne.[3] Indem man das Kind alles betasten lässt, lernt es Wärme und Kälte, Schwere und Leichtigkeit der Körper wahr-

1. Emil II. § 77.
2. „ II. § 61—65.
3. I. § 143.

nehmen, ihre Grösse und Gestalt und alle die sinnenfälligen Dinge beurteilen. Je älter das Kind nun wird, desto mehr können auch seine Sinne geübt werden und die besten Grundlagen des Unterrichtes bilden. Deshalb[1] muss man es, anstatt seinen Geist in fernen Zonen umherzuführen auf seine Umgebung aufmerksam machen. Wenn es Schritt für Schritt in seiner Erkenntnis vorwärts schreitet, wird es regelrecht zu denken fähig sein. Dabei soll es unablässig seinen Leib üben, arbeiten, laufen, schreien, sich eben immer bewegen. Da alles in den menschlichen Verstand nur durch die Sinne gelangt, so ist die erste Erkenntnis des Menschen Sinnenerkenntnis. Sie dient der geistigen Erkenntnis zur Grundlage. Unsere ersten Philosophielehrer sind unsere Füsse, Hände und Augen.[2] Deshalb erscheint Rousseau dasjenige für wertvoller, was die Schüler untereinander im Schulhof lernen, als das, was man ihnen jemals in der Klasse sagen wird.[3]

Die Sinne üben[4] heisst nicht bloss, sie gebrauchen, es heisst vielmehr mit ihrer Hilfe richtig urteilen, sozusagen fühlen lernen; denn wir können nicht anders fühlen, sehen, hören, als wir gelernt haben. Neben den gewöhnlichen Leibesübungen, die Arme und Beine kräftigen, sollen die Sinne, die jene erst in Bewegung setzen, geübt werden. Durch messen, zählen, wägen, vergleichen soll das Kind aus einer Erfahrung heraus seine Irrtümer berichtigen. Aber selbst über die gewöhnlichen Uebungen hinaus soll man das Auge auch an die

1. II. § 154.
2. II. § 186.
3. Emil II. § 184.
4. „ II. § 216—224.

Dunkelheit gewöhnen, so dass wir bei Nacht ohne Licht alles verrichten können. Man veranstalte auch häufig Spiele bei Nacht, um sich an die veränderte Schätzung des Raumes, an die verschiedene Gestalt der Umgebung zu gewöhnen, und so das Furchtgefühl zu überwinden, das den Menschen sonst beim leisesten Geräusch befällt. Dazu kommt gewöhnlich noch die Einbildung, die alles noch schlimmer macht und in jedem Baum oder Strauch einen Feind erblickt. Die Gewohnheit dagegen erstickt die Einbildung.

Ausserdem soll man die Spiele bei Nachte noch möglichst heiter gestalten, um von vorn herein jeden Gedanken an Furcht unmöglich zu machen. Aehnlich sollen auch die anderen Sinne geübt werden, besonders das Gefühl, oder besser der Tastsinn.[1] Dieser wird oft die Urteile der übrigen Sinne, besonders der Augen berichtigen müssen.[2]

Im Weiteren kommt Rousseau auch auf den Geschmack[3] der Menschen und verlangt Einfachheit in allen Speisen. Unsere erste Nahrung ist die Milch, nur nach und nach gewöhnen wir uns an den scharfen Geschmack. Gegorene Getränke würden uns zuwider sein, wenn wir nicht vor dem zwanzigsten Jahr daran gewöhnt werden. Da niemand einen Widerwillen gegen Brot oder Wasser hat, so ist das ein Fingerzeig der Natur und darum auch unsere Regel. Diese Lehre ist deshalb bei der Ernährung des Kindes zu berücksichtigen. Obst, Milchspeisen, etwas Backwerk schadet ihnen nichts, und sie selbst geben ihnen den Vorzug

1. Emil II. § 235. ff.
2. Emil II. § 252.
3. Emil II. § 281–297.

vor Fleischspeisen. Besonders Mädchen[1] werden das Fleisch ebenso wenig lieben wie gegorene Getränke, dafür haben sie eine Schwäche für Näschereien, die sie aber bei vernünftiger Erziehung um ihrer schlechten Folgen für die Zähne selbst einstellen. Den Knaben aber ebenso wie den Mädchen soll der Fleischgenuss, abgesehen von der Frage nach der Gesundheit, um ihrer Gemütsart willen vorenthalten bleiben. Rousseau gilt es als ausgemacht, dass die starken Fleischesser in der Regel grausam und wild sind, mehr als andere Menschen. Wenn man die Kinder an einfache Gerichte gewöhnt, dann kann man sie essen lassen, wann und so oft sie wollen, denn es ist bekannt, dass bei den Bauern, bei denen der Brotkasten und der Obstgarten immer offen sind, weder Kinder noch Erwachsene wissen, was Verdauungsbeschwerden sind.

Auch mit dem Trinken[2] kalten Wassers braucht man nicht unnötig vorsichtig zu sein. Wenn ein Kind das Bedürfnis hat zu trinken, dann soll man es nicht hindern, diesem Drange nachzugeben, auch wenn es erhitzt ist. Nur das Quellwasser mag man etwas der Luft aussetzen, damit es ihre Temperatur annimmt. Im Winter darf das Kind ebenso ruhig kaltes Wasser trinken, nur soll es dann seine Arbeit fortsetzen. Grundsatz jedoch ist: lieber soll es manchmal krank sein, als dass es fortwährend um seine Gesundheit sorge.

Der Geruchsinn[3] hat für Rousseau keine besondere erziehliche Bedeutung. Er hängt auf

1. Emil V. § 152.
2. Emil II. § 198—199.
3. Emil II. § 298—302.

innigste mit dem Geschmack zusammen und gibt im Voraus Kunde, wie dieser oder jener Stoff wirken muss. Bei Kindern entwickelt sich dieser Sinn am spätesten und hat auf ihr Urteil sehr geringen Einfluss.

Dieser gewöhnlichen Zählung der Sinne fügt Rousseau noch einen sechsten hinzu, den er Gemeinsinn[1] nennt; dieser hat kein eigenes Organ, er wohnt im Gehirn und seine Empfindungen, die rein innerlich sind, heissen Wahrnehmungen oder Ideen. Nach der Zahl dieser letzteren bemisst sich der Umfang unserer Kenntnisse. Ihre Deutlichkeit und Klarheit bedingt die Richtigkeit des Verstandes, und die Kunst, sie unter einander zu vergleichen, nennt man die menschliche Vernunft.

Unsere Wahrnehmungen müssen wir in Begriffe[2] verwandeln, aber nicht mit einemmale von den sinnlichen Gegenständen auf die geistigen überspringen. In den Operationen des Geistes müssen lediglich die Sinne die Führer sein. Nur die Welt sei des Kindes Buch, und die Tatsachen seine Lehrer. — Vor dem Alter der Vernunft empfängt das Kind keine Ideen,[3] sondern nur Bilder, und zwischen beiden besteht der Unterschied, dass die Bilder lediglich Gemälde der sinnenfälligen Gegenstände sind, die Ideen aber durch wechselseitige Beziehungen bestimmte Auffassungen der Gegenstände. Ein Bild kann allein im Geist sein, jede Idee setzt aber andere voraus. Die Vorstellung sieht nur, aber der Begriff vergleicht. Die Sinnenwahrnehmungen sind rein passiver Natur,

1. Emil II. § 303.
2. Emil III. § 14.
3. Emil II. § 116.

während all unsere Perceptionen oder Ideen aus einem aktiven, urteilenden Grundvermögen herstammen. So hat also ein Kind zuerst nur Empfindungen,[1] später aber Ideen; erst fühlt es nur, dann urteilt es. Im Weiteren giebt Rousseau dann den Gang an, den die Bildung der einfachen Ideen im Kinde nimmt, wie Beispiele in seiner Umgebung es dazu anregen und zum Urteilen herausfordern. Da nun aber alle unsere Irrtümer von unseren Urteilen herrühren, so urteilt ein Kind ebenfalls oft falsch, und es gibt nur ein Mittel gegen den Irrtum, und das ist: urteile nicht, und du wirst dich nie irren. Weil ein Mensch aber in der Gesllschaft zu leben gezwungen ist, so muss er auch urteilen können. Das soll er nach Rousseau dadurch lernen, dass er sich von Jugend auf daran gewöhnt, die erste Sinneswahrnehmung mit Hilfe anderer Sinne und schliesslich auch durch den ersten Sinn selbst richtig zu stellen.[2]

Bevor das Kind aber dahin kommt, hat es einen weiten Weg zurückzulegen und es heisst nun, den Gang des Unterrichtes zu kennzeichnen, auf dem Rousseau sein Ziel erreichen will.

Dem Zögling soll man danach keinerlei Lehre in Worten geben,[3] er soll seine Lehren nur durch die Erfahrung erhalten. Wie verkehrt da die herrschende Praxis ist, die dem Kinde immer nur vernünftige Vorstellungen machen will, zeigt die einfache Erwägung, dass die Vernunft sich am schwersten und spätesten entwickelt. Das soll doch erst das Ziel der Erziehung sein, einen vernünftigen Menschen

1. Emil III. § 167.
2. Emil III. § 168—187.
3. Emil II. § 60.

heranzubilden.[1] Der Zögling soll auch keine Strafen erhalten, denn er hat das Bewusstsein der Straffälligkeit noch nicht; er soll nicht um Verzeihung bitten; denn er kann nicht beleidigen. Da seinen Handlungen jeder sittliche Charakter fehlt, kann er nichts sittlich Böses tun, was Züchtigung oder Zurechtweisung verdiente. Das Kind soll nichts wissen, weil es ihm gesagt worden ist, sondern weil es dasselbe selbst erfahren hat.

Erleichtert wird dem Erzieher seine Aufgabe durch die Neigung der Kinder zum Nachahmen[2] — So versuchen sie alle zu zeichnen. Diese Kunst soll das Kind üben, weniger um der Kunst selbst willen, als vielmehr um ein sicheres Auge und eine gewandte Hand zu bekommen. Hauptsache ist, dass es Schärfe des Sinnes und eine gute, körperliche Gewöhnung erlangt. Dabei soll es aber keinen Zeichenlehrer haben, der es nur nach Vorlagen zeichnen liesse, sondern die Natur selbst soll mit ihren Gegenständen sein Lehrer sein. Natürlich wird es auf diese Weise lange dauern, bis es etwas Gefälliges schaffen wird, ja malerische Effekte und den guten zeichnerischen Geschmack wird es sich vielleicht nie aneignen, aber den richtigen Blick, die sichere Hand und die Kenntnisse der wahren Verhältnisse von Grösse und Gestalt wird es bald gewinnen. Dabei will Rousseau als Erzieher zugleich der Gefährte seines Schülers sein und ebenso zu zeichnen anfangen wie jener. Das Kind soll aber nicht an der Zeichnung des Erziehers seine eigenen Fehler kennen lernen, sondern es soll sie mit ihm selbst finden

1. Emil II. § 51.
2. Emil II. § 253–264, III. § 10, IV. § 31, V. § 47.

und allmählich die Verhältnisse der Grösse, Dicke, kurz der ganzen Gestalt erfassen. — In enger Verbindung mit dem Zeichnen einzelner Gegenstände steht das Zeichnen ganzer Karten. — Bei den Mädchen wird sich das Zeichnen am besten an weibliche Handarbeiten anlehnen; denn diese Kunst liegt derjenigen, sich geschmackvoll zu kleiden, sehr nahe. Dabei sollen sie nur das zeichnen, was dazu dienen kann, den Bekleidungsstücken geschmackvolle Linien zu geben und sich selbst ein Stickmuster zu machen; denn die Frauen sollen ihre Studien noch mehr auf praktische Kenntnisse beschränken als die Männer, da sie sich ihren Obliegenheiten hingebender widmen müssen und ihre Tätigkeiten zu mannigfaltig sind. An das Zeichnen schliesst sich aufs engste die Geometrie an, denn Rousseau will die logische Denkmethode, die in den Schulen im Gebrauch ist, ganz beiseite lassen und anstatt das Kind mit dem Erlernen von Beweisen zu quälen, Figuren zeichnen, sie neben und auf einander legen und ihre gegenseitigen Verhältnisse untersuchen. So will er, von Beobachtung zu Beobachtung fortschreitend, ohne Definitionen und Probleme die ganze Geometrie finden. Sie wird also nur die Kunst, sich des Lineals und des Zirkels zu bedienen.

Anstatt das Kind Geographie aus Karten und Himmelsgloben zu lehren, soll man ihm den Gegenstand selbst zeigen. An einem hübschen Abend beobachte man den Sonnenuntergang an einem günstigen Orte und am anderen Morgen den Sonnenaufgang.

Die Schönheit der Natur, das frische Grün mit seinem Tau, der Sang der Vögel, das Zu-

sammentreffen aller dieser Dinge gibt den Sinnen einen Eindruck der Frische, der bis in die Seele zu dringen scheint. Bei dieser Gelegenheit richtet man die Frage an das Kind, warum die Sonne auf einer anderen Seite aufgeht, als sie untergegangen ist. Die Antwort gibt man nicht selbst, sondern kehrt die Frage vielleicht um, wie die Sonne am Tage den Weg vom Aufgang zum Untergang zurücklegt. Von hier aus findet die Beobachtung des Himmels bei Tag und Nacht statt, um die Sternbilder kennen zu lernen und in ihrem Laufe zu beobachten. So wird die ganze Himmelskugel anschaulich gemacht. Der Wirrwarr von Kreisen, der sich dagegen auf den Globen zeigt, lenkt die kindliche Aufmerksamkeit ab.

Die beiden ersten Punkte in der Geographie sollen die Vaterstadt und das Landhaus des Vaters sein, dann die zwischenliegenden Orte, hierauf die Flüsse der Umgegend, endlich der Anblick der Sonne und die Art, wie man sich orientiert. Von allem dem soll sich das Kind eine Karte anfertigen, auf die es nach und nach die einzelnen Gegenstände einträgt. Kommen Irrtümer vor, so verbessert man sie nicht, sondern leitet das Kind unbemerkt zur Erkenntnis derselben.

Bei allem aber verknüpft man die Gegenstände und Versuche mit einander, damit das Kind dieselben mit Hilfe dieser Verbindung der Reihe nach im Geiste unterbringen und ins Gedächtnis zurückrufen kann.

Durch das Spielen und sonstige Umgehen mit allerhand Gegenständen macht Rousseau mit seinem Zögling sehr bald die Beobachtung des Magnetis-

mus[1] und später auch des Kompasses. Damit ist zugleich das Gebiet der Physik betreten.

Weiter[2] wird scheinbar durch Zufall das Thermometer, das Barometer, der Heber, die Luftpumpe und andere Instrumente gefunden, und zwar alles durch einfache Versuche, ohne physikalischen Experimentirsaal. Die Instrumente werden nach und nach erfunden, und wenn sie auch nicht vollkommen und genau sind, so hat das Kind doch eine klarere Vorstellung von ihren Wirkungen, als wenn alles gleich fertig da ist.

Der grösste Vorteil dieser langsamen und oft mühevollen Untersuchungen ist der, dass der Leib dabei in seiner Tätigkeit und die Glieder in ihrer Geschmeidigkeit erhalten, und die Hände zur Arbeit und allgemeinen, nützlichen Verrichtungen geschickt gemacht werden. Wenn ein Kind, anstatt an Bücher gefesselt zu sein, in einer Werkstätte beschäftigt wird, arbeiten seine Hände zum Nutzen seines Geistes. Es soll arbeiten wie ein Bauer und denken wie ein Philosoph, um nicht ein Faulenzer zu werden, wie es die Wilden sind. Das grosse Geheimnis der Erziehung ist, es so einzurichten, dass die Uebungen des Körpers und die des Geistes sich gegenseitig zur Erholung dienen.[3]

Mit der Erfahrung die ein Kind durch solchen Unterricht empfängt, verbindet sich dann weiter sehr natürlich die Frage nach dem Nutzen[4] jeder Sache und jeder Lehre. Mit dem Wort: wozu ist das gut? kann Rousseau seinem Zögling gegenüber so manche Frage abschneiden, sodass dieser ihn

1. Emil III § 38—51.
2. Emil III. § 52—59.
3. Emil III. § 164
4. Emil III. § 64—79.

damit nicht nutzlos belästigt. Andererseits wird auch das Kind dieselbe Frage an den Erzieher richten, und dieser muss deshalb in seinen Lehren sehr vorsichtig sein und Dinge, deren Nutzen das Kind noch nicht einsehen kann, zurückstellen.

Dies wird ihn dann auch dahin bringen, Auseinandersetzungen in Form eines Vortrages beiseite zu lassen und mehr Sachen zu geben. Das will Rousseau gerade; denn er meint, wir legen den Worten zuviel Gewicht bei und erzeugen dadurch nur Schwätzer. Rousseau wird ruhig abbrechen, wenn ihn Emil nach dem Nutzen der Kenntnis der Himmelsrichtungen fragt, ohne ihm gelehrte Auseinandersetzungen über den Vorteil dieser Kenntnis auf dem Meere zu halten, dafür ihn aber am nächsten Morgen nüchtern zu einem Spaziergang in den Wald mitnehmen, mit ihm den rechten Weg verlieren und planlos umherstreifen, bis der Hunger Emil quält und zur Heimkehr drängt. Da er sich nicht zu orientieren vermag, muss er hungern, und nun nimmt Rousseau seinen Unterricht wieder auf, und da Emil merkt, dass man dadurch nachhause kommen kann, ist er sehr lerneifrig und sieht nun auch den Zweck dieses Unterrichtes ein.

Wie in diesem Fall, so gilt es überhaupt stets für den Erzieher, die Gelegenheiten zu wirksamer Belehrung rechtzeitig vorzubereiten.[1]

Bisher haben wir von einem eigentlichen Schulunterricht noch nichts gehört, und das ist auch Rousseaus Absicht, seinen Zögling zu erziehen, ohne Schul- oder Bücherweisheit zu Hilfe zu nehmen.

1. Emil IV. § 378.

Er hasst die Bücher,[1] sie lehren nur von Dingen reden, von denen man nichts weiss. Nur ein Buch soll sein Emil lange Zeit kennen, das ist Robinson Krusoe.

Dieser auf einer Insel, allein, ohne jede Hilfe, ohne Werkzeuge, und dennoch für seine Existenz und Unterhaltung sorgend, sogar eine Art von Wohlleben sich schaffend, das ist ein interessanter Stoff, der zugleich Emils Unterhaltung und Belehrung bilden soll, während des Abschnittes vom zwölften bis fünfzehnten Lebensjahre. Er muss den Kopf ganz voll davon haben, unaufhörlich sich mit seiner Burg, seinen Ziegen und Pflanzungen beschäftigen. Alles, was man in einem ähnlichen Fall zu wissen braucht, soll er genau lernen, nicht nach Büchern, sondern an den Sachen selbst. Kurz, er soll sich selbst ein Robinson sein. Alles, was nützlich ist, wird er wissen wollen, aber ausserdem nichts anderes. Alle menschlichen Tätigkeiten wird er nach ihrer Beziehung zu seinem Nutzen, seiner Sicherheit, seiner Erhaltung und seinem Wohlbefinden schätzen. So muss in seinen Augen das Eisen viel mehr Wert haben, als das Gold, ein Schuhmacher oder Maurer mehr als alle Juweliere Europas; ein Pastetenbäcker ist in seinen Augen ein sehr wichtiger Mensch, und er gäbe die ganze Akademie der Wissenschaften für den letzten Zuckerbäcker. Durch die Frage der Nützlichkeit angeregt, wird er von jeder Art des Werkzeuges das erste wissen wollen. Wenn er selbst arbeitet, wird er bei jedem Werkzeug sich fragen, wie würde ich es anfangen, mir ein ähnliches anzu-

1. Emil III. § 96—122.

fertigen oder es entbehren zu können. So soll sich Emil nichts aus Büchern einprägen, was die Erfahrung ihn lehren kann.[1]

So lernt Emil, ohne es selbst zu merken den Ackerbau und mehr noch das Notwendigste von allen Handwerken. Aber damit ist Rousseau für seinen Zögling noch nicht zufrieden, er soll direkt ein Handwerk lernen,[2] um für alle Wechselfälle des Lebens gesichert zu sein. Sein Sinn für das Praktische und Nützliche verlangt weiter, dass das Handwerk dem öffentlichen Nutzen dient. Am meisten sagt ihm die Tischlerei zu; denn sie ist reinlich und verlangt viel Bewegung. — Bei Rousseaus Auffassung von dem Verhältnis des Erziehers zu seinem Zögling, ist es nicht verwunderlich, dass er selbst das Handwerk miterlernt. Indessen soll Emil sich nicht mehr als nötig dem Handwerk hingeben. Ein bis zwei Tage in der Woche, dann freilich vom frühesten Morgen bis zum Abend, wie jeder andere Arbeiter wird er in der Werkstatt sein, die übrigen Tage aber sind der Erziehung fürs Leben vorbehalten.

Da Rousseau mit der Schulwissenschaft so vollständig bricht, muss er einen anderen Weg zur Erlangung der nun einmal notwendigen Kenntnisse finden.[3] Den Unterricht in den Sprachen hält er in den ersten Jahren für verfehlt, denn ein Kind kann nur in einer Sprache denken, daher auch nur eine Sprache sprechen. Wie er in den Fächern, in denen die Anschauung so wertvoll ist, vorgeht, haben wir schon bei der Geographie, Geometrie

1. Emil IV. § 147
2. Emil III. § 138—161.
3. Emil II. § 119—146.

und Physik gesehen. Geschichte will er ganz ausserhalb des Rahmens seiner Erziehungsmethode lassen. Die soll sich sein Zögling selbst durch Studium der Quellen aneignen, soweit er dazu später Lust haben wird. In den frühen Jahren der Kindheit kann er jedenfalls mit den Worten, die ihm Geschichte sein sollen, keine Sachen verbinden.

Von den Fabeln, die damals als Lesestücke und als Mittel des Auswendiglernens üblich waren, hält Rousseau noch weniger. Erstens versteht das Kind sie nicht und zweitens wäre es sogar noch schlimmer, wenn es ihre Moral verstünde. Aus der Fabel: der Rabe und der Fuchs zeigt Rousseau, wie wenig sie sich, trotz ihrer scheinbaren Einfachheit zum Unterricht des Kindes eignet. Vor allem aber ist die Moral der Fabeln für ein Kind gefährlich; denn es ist doch ganz natürlich, dass es den Schmeichler lieb gewinnt und sich über den Eitlen lustig macht, wovon doch nur das Zweite in der Absicht des Lehrers liegen kann, Ebenso wie bei dieser Fabel liegt die Sache bei den allermeisten anderen, darum fort mit ihnen aus dem Lehrplan des Knaben. Ein Leseunterricht wird für ihn überhaupt nicht angesetzt. Er soll nur dann lesen lernen, wenn er selbst es wünscht, und das wird bald genug geschehen. Anstatt eine Qual darin zu finden, wird es ihm besondere Freude machen.[1] Das soll so zugehen. Emil erhält öfter briefliche Einladungen zu Mahlzeiten, Spaziergängen und sonstigen, angenehmen Unterhaltungen und ist nun genötigt, zum Lesen der Briefe die Hilfe anderer in Anspruch zu nehmen. Zuweilen ist die Ge-

1. Emil II. § 147—150.

legenheit dazu nicht vorhanden, oder man weigert es ihm, weil er sich vorher unliebenswürdig benommen hat. Geschieht es doch, dann ist die Zeit vorbei. So wird in Emil der Wunsch erweckt, selbst lesen zu lernen, um die Hilfe der anderen entbehren zu können. In dieser Weise wird er gewiss zeitiger und besser lesen lernen als andere Kinder. Ueber das Schreiben will Rousseau nichts weiter sagen, es fügt sich ja auch von selbst an das Vorige an. Dadurch werden alle die gesuchten Methoden von selbst überflüssig. Hauptsache ist, dem Kinde ein unmittelbares Interesse dafür einzuflössen, dann ist alles andere Nebensache.

Bei den Mädchen[1] wird die Neugier sicher das ihrige tun, Lesen und Schreiben bald zu erlernen, trotzdem sie es garnicht so zeitig nötig haben. Dazu kommen die kleinen Handarbeiten, die es dazu anleiten. Die Neugierde[2] ist für Rousseau ein wichtiger Faktor in der Erziehung, denn sie ist in der menschlichen Natur begründet und wird zu einer Triebfeder des Denkens, wenn man ihr die rechte Gelegenheit gibt. Dabei darf man aber dem Kinde nicht jede seiner Fragen beantworten, sondern es muss selbst suchen, um die Lösung zu finden. Einfältige und vorlaute Fragen soll man, namentlich bei Mädchen[3], kurz abschneiden, um sie ihnen nicht erst anzugewöhnen. Bei diesen soll man es umgekehrt als bei den Knaben machen, indem man sie fragt und zum Reden ermuntert. Wesentlich ist auch bei dieser Unterhaltung, dass

1. Emil V. § 48—49.
2. Emil III. § 11, 15 ff. 34—35.
3. Emil V. § 69—73

sie den Kindern angenehm ist, und dass es sich um Gegenstände handelt, deren Nutzen sie einsehen können. Ist dies nicht der Fall, so wird ihr Interesse nie ein grosses sein, da sie nur über das richtig denken[1] können, was sie kennen.

Für die Jünglingszeit möchte Rousseau gern Thucidides als Leselektüre[2] nehmen, der das Muster der Geschichtsschreiber ist, weil er Tatsachen berichtet, ohne darüber zu urteilen. Dafür ist er so genau in seinen Berichten, dass der Leser sich selbst ein Urteil bilden kann. Ausserdem liebt Rousseau noch Plutarch,[3] der ein Meister von Einzelschilderungen ist. Alles das vermisst er an den modernen Schriftstellern. Deshalb muss man zu den Alten zurückgreifen. Sie nur besitzen die nötige Einfachheit des Geschmackes und Nüchternheit des Urteils, während unsere Schriftsteller mit einem grossen Wortschwall doch so wenig sagen. Dazu kommt, dass die Alten der Natur viel näher stehen, als die Modernen und dadurch einen unendlichen Vorteil voraushaben. Sie besassen eben eine viel grössere Beobachtungsgabe als die modernen Kulturmenschen. Indessen wird Rousseau mit Emil die Sprachen[4] der Alten nicht um ihrer selbst willen lernen, sondern mehr aus gramatischen Gründen. Er meint, man muss lateinisch lernen, um das Französische zu verstehen, man muss beide studieren und lernen, um die Gesetze der Redekunst zu können. Die modernen Sprachen aber wird sein Zögling viel bequemer und besser erlernen, ohne dass Rousseau ihn in

1. Emil II. § 117—118, 133 ff. IV. § 332, V. § 182.
2. Emil IV. § 110—111.
3. Emil IV. § 118, 117 462—467 V. § 355.
4. Emil IV. § 461. V. § 461.

seinen jungen Jahren anstrengt. Er soll nämlich später Reisen ins Ausland machen und wird bei dieser Gelegenheit und bei der Gründlichkeit, mit der beide, Rousseau und Emil alles tun, auch die Sprachen der Länder, die sie besuchen, aufs beste lernen.

In der Zeit seiner Ausbildung wird er auch Musik, namentlich Gesang treiben und dadurch seine Aussprache[1] bilden. Durch den Aufenthalt auf dem Lande ist dieselbe allerdings nicht so undeutlich und lispelnd wie die der Stadtkinder, die immer im Zimmer mit ihrer Erzieherin sind, und bei denen alles auf ihr Murmeln lauscht.

Vom Theater hält Rousseau nicht viel und wünscht namentlich, dass man die Kinder von den Schauspielen fern halte, die sie nur verderben können.[2] Später möge man ihnen Schauspiele[3] vorführen, die sie nicht aufregen. Bei der Bildung des Kunstsinnes zeige man ihnen rührende, aber anständige Gemälde, die ihre Sinnlichkeit nicht aufregen. Natürlich soll man ihnen das nämliche Schauspiel nicht oft zeigen, dadurch verliert es seine Wirkung, ebenso wie fortwährende Bilder des Schmerzes abstumpfen.

Anders ist es freilich im Leben. Da haben wir zu den Menschen, die im Unglück sind, eine grössere Zuneigung als zu den Glücklichen.[4] Es verletzt eben unsere Selbstsucht, dass diese unserer garnicht bedürfen, ja sie berauben uns gleichsam der Lust, die sie geniessen, während der Unglück-

1. Emil II. § 273—279. I. § 180—183
2. Emil IV § 47.
3. Emil IV. § 82.
4. Emil IV. § 45—63. 68—69. 76. 78.

liche uns scheinbar das Leid abnimmt, indem er es trägt. Deshalb ist nach Rousseaus Auffassung das Mitleid ein sehr angenehmes Gefühl, da es uns von unserer eigenen, günstigen Lage Zeugniss giebt.[1]

Davon können Kinder noch keinen rechten Begriff haben, aber man soll sie frühzeitig zu Güte, Menschenfreundlichkeit, Erbarmen und Wohltätigkeit erziehen, dagegen alle gegenteiligen Regungen wie Neid, Hass und Begehrlichkeit in ihnen im Keime ersticken.

Diese sind ihnen zu ihrem eigenen Glücke nur hinderlich, denn sie verleiten sie dadurch zur Unzufriedenheit und schaffen ihnen nur Leid Für den Naturmenschen dagegen ist Glück gleichbedeutend mit Leidlosigkeit;[2] es besteht aus Gesundheit, Freiheit und der täglichen Notdurft, darüber hinaus ist nichts notwendig. Als einzige Sittenvorschrift soll man dem Kinde deshalb nur sagen, es solle anderen nie Uebles zufügen.[3]

Um aber das Mitleid nicht in Schwäche ausarten zu lassen, darf man sich ihm nur soweit hingeben, als es die Gerechtigkeit erlaubt; denn das Mitleid mit den Schlechten ist eine grosse Grausamkeit gegen die Menschen.[4] Gegen die anderen aber soll Emil wohltätig[5] sein, nicht nur mit Geld, sondern auch mit persönlicher Hilfeleistung; er soll sich der Armen und Unterdrückten annehmen und ihnen Gerechtigkeit verschaffen. Das darf ihm aber nicht so beigebracht werden, dass man ihn

1. Emil IV. § 75.
2. Emil III. § 61—62.
3. Emil II § 108.
4. Emil IV. § 152.
5. Emil IV. § 144—145. II. § 102—106.

Almosen geben lässt, die man sich schämt, selbst zu geben, sondern dazu gehört, dass man sie ihn garnicht allein geben lässt, sondern das als eine Ehre, die den Erwachsenen zukommt, für sich selbst in Anspruch nimmt. Sonst schämt sich das Kind dessen bald ebenso wie die Erwachsenen und verlernt von vornherein das rechte Wohltun. Wenn ein Kind geben darf, dann soll es von seinem Eigentum geben und zwar nicht Geld, dessen Wert es zunächst noch nicht versteht, sondern etwas, was es braucht und was ihm wertvoll ist, ein Stück Kuchen oder ein Spielzeug. Dann darf man es ihm aber auch nicht bald durch etwas anderes, womöglich Besseres ersetzen; denn dann lernt es frühzeitig ein Wohltun, das der Habsucht sehr ähnlich sieht. Erfolgt später kein Ersetzen des Verschenkten, dann ist es aus mit der Freigebigkeit. Darum ist es nötig, ihm erst den Begriff des Schenkens klar zu machen, und das verlangt wieder, dass man es die Erkenntnis des Eigentums lehrt. Das geschieht dadurch, dass es sich irgend etwas durch eigene Arbeit erwirbt. Rousseau zeigt diese Lehre in einem Beispiel, indem er gleichsam als Gehilfe seines Zöglings ein Stück Garten umgräbt, und dieser durch Pflanzen einer Bohne von diesem Lande Besitz ergreift. Erst später braucht er den Wert des Geldes,[1] seinen Nutzen für den Handel und die Bequemlichkeit des Menschen und seine wertvolle Grundlage für die Einheitlichkeit des Wertes aller Gegenstände zu begreifen.

Wichtiger als das ist für Emil sein Verhältnis zu den Menschen. Von Natur aus liebt

1. Emil III. § 115.

er nur sich selbst[1] und seine Anhänglichkeit besteht nur an diejenigen, die ihm nützen. Allerdings hat er Zutrauen zu den Menschen, aber im Grunde doch nur, weil er sieht, dass alle ihm behilflich sein wollen. Sobald er grösser wird, verlangt er aber, dass man in allem ihm den Vorzug geben soll, das heisst, die natürliche, gesunde Selbstliebe artet in Selbstsucht aus. Das ist eine gefährliche Zeit; denn er steht im Begriff, seine eigene Freiheit einzuschränken und sich der Ungerechtigkeit hinzugeben. Dem gegenüber muss jeder Mensch darauf hingewiesen werden, dass er um so freier ist, je weniger Begierden er hat.[2]

Hierbei kommt Rousseaus Optimismus der menschlichen Natur wieder zum Vorschein; denn er meint, der Mensch ist von Natur zu allem Guten geneigt und wenn man ihm Freundschaft, namentlich in jungen Jahren erzeigt, dann kann man durch sie auch die Menschlichkeit in sein Herz pflanzen.[3]

Das will man gewöhnlich im Anschluss an die Religion und meint, das ganze Gebiet der Sittlichkeit müsse und könne nur aus ihr hergeleitet werden.

Damit ist Rousseau nicht einverstanden. Er verweist auf die Entstehung der Religionen,[4] wie da die Völker in der Periode der Kindheit erst allmählich vom Polytheismus zum Monotheismus fortgeschritten sind. Ebenso wird auch das Kind zuerst nur an mehrere Götter glauben können und Zeit brauchen, den Glauben an einen Gott zu ge-

1. Emil IV. § 10—14.
2. Emil IV. § 94—96.
3. Emil IV. § 43
4. Emil IV. § 167—181.

winnen, ja es wird sich überhaupt keine klaren Vorstellungen über die Gottheit bilden können. Deshalb will Rousseau die Religion aus dem ganzen Unterricht streichen, und es ist ihm fraglich, ob es im achtzehnten Jahre schon Zeit sei, darüber zu reden. Durch den frühzeitigen Katechismusunterricht werden die Kinder nur zur Lüge verleitet, da sie zu begreifen vorgeben müssen, was sie garnicht begreifen können. Tatsächlich glauben die Kinder garnicht aus Ueberzeugung, sondern auf Autorität hin, und so ist der Glaube im wesentlichen wenigstens für die Kinder eine geographische Frage, und dasselbe christliche Kind würde, wenn es in Mekka geboren wäre, Mahomet bekennen anstatt Christum. Da die katholische Kirche getauften Kindern und Geisteskranken, wenn sie sterben, die Seligkeit nicht abspricht, so geht Rousseau in Fortsetzung des Gedankens, dass man selig werden kann, ohne zu glauben, einen Schritt weiter und verlangt auch für alle diejenigen die Möglichkeit der Seligkeit, deren Verblendung keine freiwillige gewesen ist. Deshalb können nur die Ungläubigen bestraft werden, die sich wissentlich der Wahrheit verschliessen. Da nun ein Kind die Religion nicht begreifen kann, so kann es keine Schuld haben, sie nicht zu bekennen, wohl aber hat es den Vorteil voraus, dass es sich später, wenn seine Vernunft gereift ist, ernstlich damit beschäftigt, während sie andere, die sie als Kinder nachgeplappert haben, nie recht kennen und sich als Männer schon garnicht damit abgeben.

Rousseau selbst glaubt übrigens an ein höchstes Wesen[1]. er schliesst von der Bewegung und Tätig-

1. Emil IV. § 240, 245, 247, 248, 251, 252, 266, 279—280.

keit im Weltall auf einen Willen, der das Weltall bewegt und die Natur belebt. Da die Materie nun auch nach bestimmten Gesetzen bewegt wird, so erkennt Rousseau darin auch noch eine Intelligenz. Dieses Wesen nennt er Gott und verbindet mit diesem Namen die Vorstellung der Geistigkeit, der Macht, des Willens und der Güte. Diesen Gott spürt er überall in seinen Werken, aber im Geist erfassen kann er ihn nicht. Das ist aber auch nicht schlimm, denn es ist keine Beschimpfung der Gottheit, nicht an sie zu denken, sondern schlecht über sie zu denken. Die Freiheit des Willens soll nach Rousseau dem Menschen durchaus gewahrt bleiben. Dann kann aber die Vorsehung nicht verantwortlich sein für das Böse, das wir tun.[1] Sie hätte uns sonst die Freiheit der Entscheidung, aber auch den Preis der guten Handlungen nehmen müssen und so unsere Natur herabgewürdigt. Tatsächlich ist der Mensch selbst der Urheber des Bösen. Wollte er gut sein, dann würde er auch glücklich sein. Da er jedoch böse ist, und das Böse über den Gerechten triumphiert, so ist das allein schon genügend, notwendigerweise ein Leben nach dem Tode, einen Ausgleich für das erlittene Unrecht annehmen zu müssen; ja Rousseau meint, das Leben der Seele beginnt erst mit dem Tode des Leibes, in dessen Gefängniss sie so lange war. Nach dem Tode des Leibes wird dann die Seele nicht mehr sterben und in der Erinnerung an die Taten auf Erden wird das Glück des Guten und die Qual des Bösen bestehen.

Dann wird das Gewissen, das uns auf Erden

1. Emil IV. § 267, 269, 271—273, 259—260, 274—276, 277—278, 283, 287—298.

vor dem Bösen warnte, zu voller Herrschaft gelangen und Zufriedenheit oder bitteren Vorwurf in uns erwecken. Es ist auf Erden der wahre Leiter des Menschen. Oft wenn unser Vorteil uns schlecht handeln lassen will, erhebt es seine Stimme und befiehlt uns das Gegenteil. Es wohnt in uns als ein angeborenes Gesetz der Gerechtigkeit und Tugend, nach welchem wir trotz unserer eigenen Grundsätze unsere und fremde Handlungen als gut oder schlecht beurteilen. Deshalb aber brauchen wir kein Studium der Moral und haben doch einen sicheren Führer in dem Wirrsal menschlicher Meinungen. Allerdings kann es auch zum Schweigen gebracht werden, wenn man es betäubt durch das Geräusch der Welt, aber immerhin ist es schwer, es zu verbannen aus unserem Inneren.

Das Gewissen sagt auch dem Menschen, der ohne Zeugen eine gute Handlung tut, dass sie gesehen und von dem gerechten Gott vergolten wird. Wenn es aber keine Gottheit gibt, dann denkt nur der Schlechte vernünftig und der Gute ist ein sinnloses Geschöpf.[1]

Von Offenbarung will[2] Rousseau nichts wissen, und hält sie für eine Erfindung der Menschen, die besser auf das hätten hören sollen, was Gott dem Herzen sagt. Allerdings sieht Rousseau das Wesen der Offenbarung nur in äusseren Formen und meint, sie haben nur den Zweck gehabt, eine einheitliche Gottesverehrung herbeizuführen. Von diesem, aus seiner allgemeinen Gottesanschauung entstandenen subjektiven Standpunkt ist es dann ganz natürlich, dass es für ihn keinen Offenbarungs-

1. Emil IV. § 299–300.
2. Emil IV. § 310–311.

glauben geben kann; denn er sieht im Christentum nicht die innere, wahre, geistige Lehre von Gott, sondern nur eine der vielen Formen der Gottesverehrung. Daraus ergiebt sich die Schwierigkeit, die wahre Religion zu erkennen.[1] Dazu ist nötig, dass man zuvor alle kennen lernt, um sie recht zu beurteilen. Aber allein die drei europäischen Hauptreligionen haben ihre Quellen in drei fremden Sprachen, die nicht einmal die Masse ihrer Gläubigen versteht. Und nun die Menge der anderen Religionen! Welche Schwierigkeit, sich ihre Kenntniss zu verschaffen. Man müsste selbst forschen, selbst sein ganzes Leben lang von Land zu Land ziehen, um zu sehen, wie die einzelnen Religionen entstanden sind, und was sie lehren. Da nun aber jede Sekte mit dem Anspruch auftritt, sie allein hätte die wahre Religion, alle anderen seien im Irrtum, so folgt für Rousseau daraus, dass die besonderen Glaubenssätze der einzelnen Sekten die Begriffe von dem unendlichen Wesen nicht aufklären, sondern verdunkeln. Nur die Elemente aller Religionen sind die Grundzüge der natürlichen Religionen. Dazu aber bedarf es nicht so vieler Bücherstudien, ja Rousseau macht alle Bücher zu und liest nur noch in einem, dem Buche der Natur, das vor aller Augen offen liegt. Wer dieses ungelesen lässt, hat keine Entschuldigung; denn es spricht zu allen Menschen in einer allen verständlichen Sprache. Sein Zeugnis hat den Vorteil der Unmittelbarkeit, während die übrige Offenbarung erst durch Menschen weiter verkündigt werden musste. Die Bezeugung durch Wunder[2] hat für

1. Emil IV. § 309, 313—319, 329—345
2. Emil IV. § 320—323. 324.

Rousseau auch keinen Wert, denn dadurch wird nur die Ordnung der Dinge durchbrochen. Ausserdem muss das Wunder wieder durch die Lehre bezeugt werden, um kund zu tun, dass es auch wirklich im Namen Gottes geschehen ist. Das ist ein Wechselbeweis, der die Wahrheit nicht genügend sicher stellt. Ebenso hindern ihn die Dogmen[1] an einer ungeteilten Zustimmung zu einer bestehenden Sekte. Die natürliche Religion hat freilich eine Schwäche, das ist die, dass sie die grossen Wahrheiten in Dunkelheit lässt, aber auch die Dogmen können sie ja nicht aufklären. So lehnt Rousseau für sich persönlich die Offenbarung mit allen ihren Anforderungen und Folgen ab, weil sie ihm nicht vereinbar ist mit der Gerechtigkeit Gottes; indessen will er dieses Urteil nicht auch als logisch verbindlich für andere ansehen.[2] Der heiligen Schrift gegenüber verharrt er mit seinem Urteil in einer Unentschiedenheit, die zwar die höchste Achtung für die Schrift und weit mehr noch für Jesus hat, aber andererseits ist ihm das Evangelium so voll von unglaublichen, der Vernunft widerstreitenden Dingen, dass er sie nicht begreifen und darum aucht nicht annehmen kann. Aus diesem Zweifel rettet er sich, indem er eine Religion des Herzens verlangt, die Gott dann gewiss gelten lassen wird. Daraus folgt notwendigerweise die Duldsamkeit gegen Andersgläubige. In dieser Weise führt Rousseau seinen Zögling in die natürliche Religion ein. Ist er damit allein aber nicht zufrieden, und will er eine andere haben, dann soll er sie sich allein wählen, er will

1. Emil IV. S 325—328.
2. Emil IV. § 346—351.

dabei nicht mehr sein Führer sein.[1]

Ist es schon dem männlichen Geschlecht schwer, sich einen Begriff von Religion zu machen, so übersteigt dieser Begriff noch viel mehr die Fassungskraft der Frauen.[2] Deshalb ist es nicht möglich zu warten, bis sie imstande sind, diese Frage methodisch zu erörtern. Es bleibt hier nichts anderes übrig, als sie ihnen einfach zu lehren, und das kann nun auch schon frühzeitig geschehen, denn ihr Glaube muss sich doch der Autorität fügen. Jedes Mädchen muss die Religion der Mutter, jede Frau die ihres Mannes annehmen.

Bei dem Unterricht in der Religion handelt es sich weniger darum, ihnen die Gründe des Glaubens klarzulegen, als ihnen zu sagen, was man glaubt. Sie sollen ihre Religion wissen und lieben: dazu gehört auch, dass man ihnen daraus keinen Zwang macht, sondern das Vorbild allein soll sie anregen und zum nachahmen antreiben. Wenn ihnen immer nur im Namen Gottes Pflichten auferlegt werden, die man selbst nicht erfüllt, dann werden sie sich nur sehnen, auch erwachsen zu sein, um befreit zu werden von dem Zwange. Die schweren Fragen in der Religion muss man genügend vorbereiten, damit die Kinder nicht nachsprechen, was sie nicht verstanden haben. Sie brauchen nur das zu wissen, was sie lehrt, gut zu handeln; sie sollen das sein, was sie gern werden gewesen sein, wenn sie vor Gott erscheinen müssen. Das ist für Rousseau die wahre Religion, die keinen Missbrauch zulässt. Jungen Mädchen gegenüber aber wird das stets gut oder schlecht

1. Emil IV. § 357.
2. Emil V. § 74—89.

sein, was man ihnen dafür hinstellt. Im späteren Alter haben die Frauen zwei Gesetze, die sie leiten müssen, das sind die allgemeine Meinung und das innere Gefühl.[1] Jedes für sich allein ist unvollkommen, deshalb muss die Vernunft zum Schiedsrichter ausgebildet werden. Durch sie allein werden die Mädchen auch tugendhaft sein.[2] Es nützt nichts, ihnen immer nur zu sagen, seid sittsam, sondern sie müssen frühzeitig daran ein Interesse empfinden, sie müssen fühlen, dass die Herrschaft ihres Geschlechtes und alle seine Vorrechte von dem eigenen Betragen und den eigenen Sitten abhängen.

Eine besondere Bedeutung in der Entwicklung des Menschen und darum auch für die Erziehung hat das kritische Alter in beiden Geschlechtern. Rousseau sagt darüber:[3] „Wie das Brausen des Meeres dem Sturm weit vorangeht, so kündigt sich diese stürmische Umwälzung durch das Brausen der entsehenden Leidenschaften an; ein dumpfes Gähren verkündet das Herannahen der Gefahr. Wechsel der Stimmung, häufige Aufwallungen, eine fortwährende Geistesaufregung machen das Kind fast meisterlos. Es wird taub gegen die Stimme, die es früher fügsam machte; es ist ein fieberkranker Löwe, es kennt seinen Führer nicht mehr, es will nicht mehr geleitet sein.“ Jetzt hat die richtige Erziehung[4] ihre besonderen Schwierigkeiten. Um nicht fehl zu gehen, ist eine Beobachtung der

1. Emil V. § 90—95.
2. Emil V. § 121—124, 136—137.
3. Emil IV. § 4.
4. Emil IV. § 20—36, 41—42. 83, 362, 363, 365—402, 403—420, 494—497, 501—502.
V. § 452, 138, 146—171, 325,184, 39. II. § 78—80.

Natur notwendig. Diese lehrt zögernd und langsam. Nachdem die Sinne ausgebildet sind, erwecken sie die Einbildungskraft. Die Menschen dagegen sind fast immer voreilig; in diesem Falle erweckt die Einbildungskraft die Sinne und versetzt sie in eine vorzeitige Erregung. Durch den Schleier des Geheimnisses, den man vor den Kindern über die Fragen des Geschlechts zu breiten sucht, wird im Gegenteil ihre Neugier rege, und sie ruhen nicht eher, bis sie alles wissen. Dadurch wird die Entwicklung des Kindes nur zu seinem Nachteil beschleunigt. Dem gegenüber verlangt Rousseau, dass man diesen Teil der menschlichen Entwicklung nach Möglichkeit verzögern soll. Lektüre, Einsamkeit und Müssiggang, weichliche und sitzende Lebensweise und der Umgang mit Frauen und jungen Mädchen, das sind die gefährlichen Pfade für Emilis Alter. Deshalb muss man seine Sinne anderweitig ablenken. Der Körper muss in anstrengender Arbeit ermüdet werden, dann ruht auch die Einbildungskraft. Am geeignetsten von allen Beschäftigungen erscheint dafür die Jagd, denn sie wird dem jungen Manne direckt zur Leidenschaft und nimmt sein ganzes Wesen gefangen. Sollten auch andere Neigungen denselben Zweck ebensogut erreichen, dann hat Rousseau nichts dagegen; denn er hält alle Leidenschaften für gut, wenn man Herr derselben bleibt. Umgekehrt sind alle schlecht, wenn man sich von ihnen unterjochen lässt. Deshalb soll man Kindern, die Zeugen leidenschaftlicher Auftritte sind, von vornherein den Zorn und ähnliche Aufwallungen als Krankheiten hinstellen, dann werden sie sich ihnen von selbst nicht hingeben wollen. Um aber Ordnung

in die aufkeimende Leidenschaften zu bringen, ist es gut, die Frist zu erweitern, während der sie sich entwickeln, damit sie Zeit haben, sich einzurichten. Frühzeitig in dem Alter, wo der Mensch seines Geschlechtes inne wird, erwächst dem Erzieher die Frage, ob man die Kinder darüber aufklären soll oder nicht. Eine Beantwortung der Frage ist jedoch noch nicht nötig. Rousseau stellt die ganze Sache auf eine breitere Grundlage. Die Neugier ensteht bei Kindern nicht, wenn man ihnen nicht selbst Grund dazu gegeben hat. Kommt aber ein Kind mit solchen Fragen, dann darf man es nicht täuschen. Entweder lässt man die Frage unbeantwortet und heisst es schweigen, weil die Sache unbedeutend ist, oder man antwortet ihm ohne Bemäntelung, Verlegenheit oder Lächeln. Wenn die Frage, wie jede andere mit Ernst behandelt und erledigt wird, dann wird auch die Neugier des Kindes befriedigt sein. Im Ganzen hält Rousseau es für das beste, wenn die Kinder möglichst frühe, schon vor dem zehnten Jahre darüber berichtet werden, dann ist es für sie ohne Gefahr. Wenn aber die Zeit kommt, dass die Begierden rege werden, dann ist es auch Zeit, sich der Reden zu enthalten und die Lehren in Beispielen zu geben. So erzählt Rousseau von einem Vater, der seinen Sohn dadurch vor Ausschweifungen bewahrte, dass er ihn die Folgen derselben in einem Krankenhause sehen liess. Bei diesem Alter des Menschen ist es auch Zeit, dass der Schüler aufhört der Zögling seines Erziehers zu sein; er ist ein Mann, und man muss ihn als solchen behandeln. Man muss offen mit ihm darüber sprechen und ihn selbst verantwortlich machen für sein ferneres tun.

Bei dieser Unterredung will Rousseau schon durch die Wahl von Zeit und Ort die ganze Natur zum Zeugen aufrufen. Weich, lebhaft und Bilderreich will er zu ihm sprechen, nur von seinem eigenen Interesse, nicht dem des Zöglings reden. Durch die vertrauensvolle Aussprache setzt sich der Erzieher dann erst recht in dem Vertrauen seines jungen Freundes fest und wird ihn fortan sicher durch die Gefahren sinnlicher Leidenschaft leiten können. Eine grosse Hilfe wird er dabei später in der Liebe finden, die auf den jungen Mann einen guten, sittlichen Einfluss ausübt Dazu gehört aber, dass er nun die Gesellschaft kennen lernt, um sich ein Urteil über die Menschen zu bilden. Wie ein Mensch sein soll, das hat er durch die Erziehung gelernt. Jetzt ist es an ihm, sich unter ihnen diejenigen zu suchen und zu erwählen, die seinen Ansprüchen auf ebenbürtige Erziehung und besonders auf Herzensbildung entsprechen. So gefährlich sonst die Gesellschaft für die Moral eines jungen Mannes ist, für den so erzogenen Emil wird sie weit weniger Gefahren haben als die Einsamkeit, in der er der ganzen Unruhe seines Alters preisgegeben ist. Schwerlich dürfte Emil nun freilich im Strudel der Gesellschaft ein Weib finden, das seinem Ideal entspricht. Deshalb soll er sie auf dem Lande suchen, wo sich gewiss ein gut erzogenes Mädchen finden wird, das die Fähigkeit besitzt, die Gefährtin eines tüchtigen Mannes zu sein. Die Ehe zwischen diesen beiden Menschen soll nun nicht von den Eltern bestimmt werden, sondern die Gatten müssen sich selbst zusammenfinden, sie müssen sich lieben, bevor sie sich vereinigen, um nicht später Unglück

anstatt des Glückes zu finden. Allerdings wird es nun aber vernünftig sein, die Eltern zu Rate zu ziehen, da sie besser beurteilen können, ob die sonstigen Versältnisse zu einander stimmen. Ist die Frau verheiratet, so soll sie nicht eine Gelehrte sein wollen; denn eine schöngeistige Frau ist die Geissel ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihrer Diener, ja der ganzen Welt. Sie missachtet ihre weiblichen Pflichten, während doch das Glück in der Familie ihre Freude sein sollte. Da lebten die Alten viel natürlicher. Sobald die Mädchen verheiratet waren, sah man sie nicht mehr öffentlich, sondern sie widmeten sich nur noch ihrer Haushaltung und der Familie. — Wie aber die Familie durch einen Vertrag entstanden ist, so beruht auch der Staat, dessen Wesen auf das Leben des einzelnen zurückwirkt, auf einem Gesellschaftsvertrag, der die Rechte und Pflichten aller Teile regelt.[1] Bei der Untersuchung über die Beziehungen der Sitten zur Staatsform[2] meint Rousseau, die Gesetze werden die Bürger nicht zwingen, gegen die Neigung ihrer Natur anzukämpfen. Die Trefflichkeit der Regierung muss sie dazu anleiten, sonst werden sie dieselben umgehen.

Ein anderes Merkmal für die Vortrefflichkeit der Regierung und der Gesetze leitet Rousseau aus der Verteilung der Völker über das Staatsgebiet ab. Zwei gleich grosse und gleich bevölkerte Staaten können an Kraft doch sehr ungleich sein. Der mächtigste von beiden ist stets derjenige, dessen Bewohner am gleichmässigsten über das Land verteilt sind, also nicht in grossen Städten wohnen.

1. Emil V. § 393—442.
2. Emil V. § 446—450.

Diese erschöpfen einen Staaat und begründen seine Schwäche.

Darum soll man bei seinen Reisen[1] in fremde Länder nicht in den Städten bleiben, sondern das Volk auf dem Lande, in den entlegenen Provinzen studieren. Statt sich mit der Kunst vergangener Jahrhunderte zu beschäftigen, soll man mit offenen Augen schauen, was einem daheim nützen kann. Dann darf man aber auch nicht wie Eilboten reisen, sondern wie Wanderer. Am angenehmsten ist das Reisen zu Fuss. Dadurch ist man am unabhängigsten und lernt am meisten von Land und Leuten kennen. Das Reisen ist aber nicht nur eine Sache des Vergnügens, sondern auch der Bildung. Man muss dann allerdings zu sehen verstehen, man muss beobachten können und wollen. Ein Unterschied ist es auch, ob man reist, um ein Land, oder um ein Volk zu beobachten. Kinder beachten die Dinge, der Mann aber muss zunächst seinesgleichen betrachten und dann die Dinge, wenn er dazu Zeit hat. Immerhin sollen nicht alle Menschen reisen. Die Reisen bestärken ihn in seiner Lebensrichtung. Der Schlechte wird sich nur durch das Beispiel des Lasters belehren lassen. Da mehr Menschen zum Schlechten als zum Guten erzogen sind, so kommen auch von den Reisen mehr Verdorbene als Gute zurück. Sie haben eben bei allen Völkern nur die Laster angenommen, aber keine von den Tugenden.

Wer dagegen reist mit der guten Absicht, sich zu belehren und durch seine Erziehung zum Guten neigt, der kommt besser und weiser zurück, als er fortgegangen ist.

1. Emil V. § 442—445, 451, 192 ff., 346—366.

So hat also Rosseau, geleitet von seinem einzigartigen Optimismus der menschlichen Natur in der Pädagogik die Forderung, man solle der Natur allein folgen, zum Prinzip erhoben. Nicht die Ausbildung der geistigen Kräfte ist das Erste und Wichtigste in der Erziehung des Menschen, sondern die Pflege des Leibes, der natürlichen Kräfte desselben und die Ausbildung der Sinne sind notwendig. Das ist das Objekt des Unterrichtes, dann folgt die Bildung in den weiteren Wissenschaften ganz von selbst. Die Art des Unterrichtes aber muss vom ersten Lebensjahre bis zur völligen Ausbildung des Jünglings und Mannes eine angenehme sein, die das Lernen zur Freude macht, die man um keinen Preis missen möchte.

Das war freilich so grundverschieden von den Auffassungen der Jugendbildner jener Zeit, dass die ganze gebildete Welt dazu Stellung nahm und nehmen musste.

Joachim Heinrich Campe.

Joachim Heinrich Campe war ursprünglich Theologe, studierte in Helmstedt und Halle Theologie und wurde 1769 von dem Major und Kammherren Alexander, Georg von Humboldt zum Erzieher eines Sohnes der Frau von Humboldt aus ihrer ersten Ehe berufen. Nachdem er 1773 zum Feldprediger in Potsdam ernannt war und sich als solcher mit Dorothea Maria Hiller verheiratet

hatte, finden wir ihn 1775 wieder im Hause Humboldts, als Lehrer der beiden Söhne zweiter Ehe, Wilhelms und Alexanders. 1776 wohnte er gelegentlich einer Reise der Prüfung in Basedows Philanthropin in Dessau bei. Campe fühlte sich von den neuen Ideen so ergriffen, dass er noch in demselben Jahre seine Stelle in Potsdam aufgab, um im September als Dessauischer Edukationsrat dem Institut seine Kraft und seinen Eifer zu leihen. — Da sich Basedow auf die Dauer der schwierigen Leitung des Institutes nicht gewachsen fühlte, übernahm sie Campe. Unter ihm hob sich das Philantropinum überraschend, und man konnte die angemeldeten Schüler nur zum Teil annehmen. In dieser Zeit begann er auch schriftstellerisch für die Pädagogik tätig zu sein und gab mit Basedow zusammen die pädagogischen Unterhandlungen heraus.[1]

Seine damalige Stellung zur Pädagogik erfahren wir besonders in der Abhandlung: „Von der eigentlichen Absicht eines Philantropins."[2]

Seine Ansichten von der Menschheit, im ganzen genommen sind dieselben wie die Rousseaus. Die Gesellschaft ist im hohen Grade verderbt und wahrer Glückseligkeit unfähig. Diesem Uebel gänzlich abzuhelfen ohne die Mitwirkung aller gesetzgebenden Mächte auf Erden erscheint ihm als der Traum eines Schwärmers Wer bloss in dem Schosse der Familie mit einer Besserung der Erziehung beginnen wollte, der würde soviel Schwierigkeiten finden, dass er sie nicht überwinden könnte.

1. Pädagogische Unterhandlungen, herausgegeben von J. B. Basedow und J. H. Campe. Dessau 1777.
2. Pädagogische Unterhandlungen: Seite 14 ff.

Aber selbst, wenn ihm das Unmögliche gelänge, welchen Wert hätte seine Leistung für die ganze Menschheit? Sie bliebe, was sie war! Das ist offenbar eine Absage an Rousseau, der sich von der Gesellschaft absondert, um allein seinen Emil zu erziehen, und der diesem nicht einmal ein paar oder auch nur ein Kind als Gefährten gönnt, sondern allein sein Genosse und Gespiele sein will. In Rousseaus Sinn aber ist es wieder, wenn Campe sagt: Erst müssen die Kinder wieder Kinder werden, wenn die Menschen wieder Menschen werden sollen.

Damit das erreicht werden kann, muss die Verbesserung des Erziehungswesens von den öffentlichen Schulen ausgehen. Dazu sei eine Mutterschule nötig, in der die Vorsteher bei dem Unterricht wie bei der Anstellung der Lehrer völlig freie Hand hätten. In der ersten Zeit müsste die Zahl der Lehrer der der Schüler fast gleich sein, damit jene sich zunächst selbst recht ausbilden, auch eine Schulbibliothek ausarbeiten und andere Lehrmittel verfertigen könnten. Eine solche Schule ist das Philanthropinum, das fortwährend Versuche machen soll, die erkannten Fehler abzuschaffen oder zu vermeiden.

Man teilt die Erziehung in die physische, moralische und wissenschaftliche ein, aber die ersten beiden hat man ganz vernachlässigt, und die dritte ist äussert fehlerhaft geblieben.

Statt alles zu tun, die Kinder gesund und stark zu erhalten, macht man sie zu schwächlichen, entnervten kränklichen Phantomen, die nur sich und anderen zur Last fallen. Durch langes Sitzen auf den staubigen Schulbänken von früh bis abends,

durch fortwährendes Hofmeistern raubt man ihnen Gesundheit und Jugendkraft und tötet die Wissbegierde in ihnen, so dass das Lernen für sie nicht eine Wohltat, sondern eine Strafe ist.

Darum, folgert Campe, ist es besser, die Kinder etwas zu hart, als gar zu zärtlich zu erziehen: statt in Federbetten sollen sie auf Matrazen schlafen, einfache, gesunde Kost geniesen und dann recht viel die reine Himmelsluft einatmen. Statt in dumpfen Zimmern still zu sitzen, sollen sie ihre Körper durch Leibesübungen stärken und sich an jede Witterung sowie tägliches Waschen und Baden gewöhnen; auch müssen sie Hunger und Durst durch Fasten kennen lernen, kurz ihre jungen Leiber sollen gesund, stark, biegsam und zu jeder Bewegung geschickt werden. Das sind alle 3 echte Rousseausche Gedanken, ja vielfach finden sich darunter wörtliche Anklänge an ihn. Auch in der Kritik der sittlichen Erziehung stimmen beide überein; denn Campe will ebenfalls nichts wissen von dem ewigen Moralisieren, von den vielen Strafen, von dem Auswendiglernen der Religion, wodurch ihnen diese verhasst wird, sondern er hat ein anderes Mittel, durch das er mehr erreichen kann: „Erstlich suchen wir unseren Zöglingen das Leben so angenehm zu machen, als es, ohne Verzärtelung, ohne nachteilige Verwöhnungen, in Rücksicht auf die unvermeidlichen Einschränkungen, denen sie künftig in der Welt werden unterworfen sein, nur immer möglich ist. In dieser Absicht legen wir ihnen keinen Zwang auf, der vermieden werden kann, und gewöhnen sie vielmehr, dasjenige, was andere von ihnen zu erzwingen pflegen, aus eigener Neigung oder aus willigem

Gehorsam gegen uns zu tun.“ Das Verhältnis zwischen Erziehern und Zöglingen soll das zwischen gütigen Eltern und folgsamen Kindern sein. Dabei geniessen diese mehr Freiheiten als anderwärts, aber immer in Gegenwart ihrer Lehrer, die mit den Kindern als Kinder, mit den Jünglingen als Jünglinge umzugehen gelernt haben.

Infolgedessen sind die Zöglinge lieber in der Gesellschaft ihrer Erzieher als in einer anderen. Auch hierin zeigt sich fast völlige Uebereinstimmung mit Rousseau, der ja selbst fünfundzwanzig Jahre hindurch der Gespiele und Freund seines Emils sein will. Nur in der Frage der Religion trennt sich Campe von Rousseaus Forderungen. Ganz ohne Religion sollen seine Schüler nicht aufwachsen. Schon die nötigen Verordnungen sollen mit grosser Feierlichkeit und mit Erweckung religiöser Empfindungen bekannt gemacht werden.

Strafen werden nur sehr selten verhängt, dafür gibt es um soviel mehr Belohnungen des Guten. Zu diesem Zwecke sind die Meritentafeln da „ein Hilfsmittel, Fleiss und Artigkeit, Erkenntnis und Tugend befördern zu helfen.“ Jede gute und jede böse Tat wird notiert und am Sonnabend im Senat der Lohn festgesetzt. Bei dauernder Auszeichnung gibt es den Orden des Fleisses und den Orden der Tugend.

Die Wirkungen dieser moralichen Triebfeder sind, so berichtet Campe, ganz aussergewöhnlich gewesen.

Die Lehrer sind sogar genötigt, die Schüler in ihrem Eifer zurückzuhalten, am liebsten möchten diese vom frühen Morgen bis zum späten Abend Stunden haben und auch ihr Verhalten ausserhalb der Lehrstunden ist untadelhaft, sodass noch keine

Gelegenheit zum Strafen vorhanden war. Diese Methode würde allerdings Rousseaus Beifall niemals gefunden haben, er verurteilt sie sogar als schädlich und meint: „hundertmal lieber soll es nichts lernen, wenn es nur aus Eifersucht oder Eitelkeit geschieht."

In der Abhandlung:

Ob es ratsam sei, die Ehrbegierde zu einer moralischen Triebfeder bei der Erziehung zu machen?

behauptet Campe, „dass der Mensch in eben dem Masse sich selbst elend mache, in welchem er nach Ehre trachtet."[1] „Die Ehrbegierde raubt uns die Mittel, unsere Neigung zur Sicherheit, zur Bequemlichkeit und zu den Ergötzungen zu erfüllen. Sie muss für unsere Tugend und Vollkommenheitsliebe gefährlich sein. Sie wird eine Ursache vieler Feindschaften und Ungerechtigkeiten, ja oft wirkt sie Armut und Schande." Deshalb soll die Ehrbegierde nicht der Zweck des Strebens sein, sondern nur ein Mittel zu höheren Zwecken. Aber schon anfangs fühlte er, dass man Einwände erheben würde, ja er gibt zu, es ginge bei unverderbten und bei der Erziehung einer ganz kleinen Zahl von Kindern auch ohne Meritentafel etc., aber bei dem Material, das er in die Hand bekam, hielt er diese Methode für nötig und nützlich. Auch in der Erziehung zur Tugend beobachten beide einen verschiedenen Weg. Von Belehrungen will Rousseau nichts wissen und allein die Handlungen des Erziehers sollen dem Kinde ein Vorbild sein; dann freilich zieht das Kind mit Hilfe des Lehrers die Lehre daraus. Campe dagegen will die tugendhaften Empfindungen auch dadurch wecken, dass

1. Pädagogische Unterhandlungen Seite 274.

das Herz des Lehrers in Gegenwart des Zöglings von solchen Empfindungen oft überfliesst. Damit verbindet er auch im Gegensatz zu Rousseau die Religion. Der dritte Grund für Campes Tugendlehre ist der, die Liebe und den Beifall guter Menschen zu erringen. Dazu sollten die Meritentafeln vornehmlich dienen. In den religiösen Uebungen werden 2 Arten unterschieden. Zu besonderen Zeiten nähmlich verehren wir den Schöpfer und Erhalter der Welt; sofern man ihn mit der blossen Vernunft erkennen kann. Diesen Andachtsübungen könnten Juden, Christen und Mohamedaner gemeinschaftlich beiwohnen. Zu anderen Zeiten ist der Gottesdienst ein christlicher, aber nicht konfessionell, sie schränken sich nur auf diejenigen Wahrheiten der christlichen Religion ein, die alle Konfessionen annehmen. Den Unterricht in den besonderen Unterscheidungslehren aber überlassen sie jeder Kirche und den Geistlichen des Ortes. Dieser Gedanke wird noch weiter in der „Anzeige einiger Schriften das dessauische Institut betreffend“ ausgesprochen, in der besonders der römischen Kirche die Versicherung gegeben wird,“ dass ihre Kinder nie etwas hören sollen, welches den besonderen Religionssätzen ihrer Kirche im mindesten zuwider liefe.“

Auch bezüglich der wissenschaftlichen Erziehung sind Rousseau und Campe in der Kritik des Bestehenden einig. Es wird zuviel Ueberflüssiges, Schädliches, Zweckwidriges gelehrt, man füllt die Köpfe mit geisttötender Erkenntnis an. Anstatt die Sprachen, wie beim Kind durch den Umgang und Plaudern zu lehren, wird immer nur Grammatik gearbeitet und dadurch die beste Zeit ver-

loren. Das muss alles anders gemacht werden. Freilich darf man nie vergessen, dass die physische und moralische Erziehung die Hauptsache, die wissenschaftliche aber Nebensache ist. Wenn man das bedenkt, dann wird man der Natur nicht vorgreifen und die Kinder vorzeitig erwachsen sehen wollen. Damit baut man nur ein Treibhaus der Menschheit. Leider ist das schon in fast ganz Europa so. Im Philanthropinum aber soll das Lernen erleichtert werden, um dem Ekel daran vorzubeugen und Zeit zum Leben für die Kinder zu gewinnen. Durch bessere Methoden soll die Hälfte der früher für die Wissenschaft gebrauchten Zeit gespart und für mechanische Arbeiten verwandt werden. Die Wissenschaft soll in den ersten Jahren überhaupt nur beiläufig und als angenehmer Zeitvertreib während der Handarbeit gepflegt werden. Das ist ganz nach dem Herzen Rousseaus, der auch nichts von einem Zwang beim Lernen wissen will, sondern bei Spiel und nützlichen Handarbeiten seinen Unterricht beginnt. Dazu fehlt es aber an Lehrmitteln und guten Methoden. Deshalb müssen für die Schulen Bücher, Gemälde, Kupferstiche, Naturalien, Instrumente, Modelle, Maschinen, Abbildungen etc. angeschafft werden, und man muss dabei nicht auf die Zierlichkeit und Schönheit eines Gegenstandes, sondern nur auf die Richtigkeit der Vorstellung sehen. Nur dann werden sie ihren Zweck, den Unterricht anschaulich zu gestalten, erfüllen. Ausserdem müssen die Grenzen festgesetzt werden, bis zu denen ein Kind in Sprachen und Wissenschaft gefördert werden soll, dann müssen die nötigen Bücher nach einem bestimmten Plane verfertigt werden, sodass

das eine immer eine Beziehung auf das andere hätte. Dann kann der Schüler auf einer einzigen geraden Linie vom A. B. C. bis zu den Vorhöfen der höheren Philosophie fortgeführt werden. Hier treten bei Campe naturgemäss Gedanken auf, die Rousseau fern lagen, da sein Emil vor dem fünfzehnten Jahre mit Büchern nichts zu tun haben soll. Beim Lesen der Klassiker verlangt Campe, dass man der Jugend dieselben nicht ganz oder in abgerissenen Stücken, sondern in einer besonderen, gekürzten Ausgabe in die Hand gebe, damit er zwar den ganzen Schriftsteller kennen lernt, aber vor dem Wulst nebensächlicher Dinge und mehr noch vor den schändlichen Lastern bewahrt werde, mit denen ihn diese Bücher sonst bekannt machen.

Frühzeitig legte Campe selbst Hand an, um den Kindern das Lernen angenehm zu machen. Deshalb wurden besondere Spiele für die einzelnen Unterrichtsgegenstände eingeführt, um die Langeweile aus den Schulstunden zu verbannen. So arbeitete er für den Geographieunterricht 300 geographische Kärtchen[1] aus, die nach den einzelnen Kreisen geordnet wurden. Bevor das eigentliche Spiel beginnt, wird der Inhalt der einzelnen Karten auf der Hauptkarte aufgesucht. Der Zweck dieses Spieles ist also ein dreifacher: einmal werden die Kinder, um bald zum Spiel zu kommen, aufmerksamer den Erklärungen des Lehrers folgen, zweitens wird der Ertrag dieser Arbeit in angenehmer Weise spielend sichergestellt und drittens wird den Kindern der Unterricht anregend und lieb gemacht.

1. Geographisches Kartenspiel, Hamburg 1784.

Die Frage, wie steht Rousseau zu diesen Ansichten, lässt sich ziemlich genau beantworten. Gewiss hat er nichts dergleichen, sein Geographieunterricht ist ein rein anschaulicher. Dazu kommt einerseits die Erziehung eines einzelnen Knaben, die einem solchen Spiel von vornherein den Reiz nehmen würde und zweitens sein Widerwille gegen das Kartenspiel. So ist also Campe in diesem Fall von Rousseau ganz unabhängig und hat mit ihm nur das Bestreben gemeinsam, den Unterricht den Kindern angenehm und interessant zu machen, aber der Weg ist doch ein anderer.

Auch für den Geschichtsunterricht war Campe besorgt. Er verfasste zu diesem Zweck das

Geschichtliche Bilderbüchlein.[1]

Die wichtigsten Einzelheiten hat er auf Bildern dargestellt, und die Verse geben über die Darstellung Aufschluss. Er behandelt auf diese Weise in zehn Gesängen die älteste Geschichte. Mit vorzüglicher Anschaulichkeit wird den Kindern in einfacher, volkstümlicher Sprache die Geschichte jener Zeit vorgeführt. Durch die Verbindung mit der Poesie wird das Herz der Kinder für die Sache gewonnen, um so mehr, da die Verse jeder gekünstelten ja auch künstlerischen Form abhold sind. Infolgedessen verlangen sie von dem Kinde kein Nachdenken über die Form des Gesagten. Die zuweilen geradezu komischen, humoristischen Vers- und Reimbildungen müssen das kindliche Interesse anregen und sichern dem Lehrer die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer. Aber auch die Moral wird herangezogen und den Kinder der Lohn des Guten

1. Geschichtliches Bilderbüchlein oder die älteste Weltgeschichte in Bildern und Versen mit 17 Kupfern. Braunschweig 1831.

und die Strafe des Bösen nach Möglichkeit vor Augen gsführt. Durch die Verbindung mit den Bildern wird das Ganze noch anschaulicher und prägt sich nun durch beide Hauptsinne, Ohr und Auge dem Gedächtnis um so besser ein. Das verlangt ja auch Rousseau beim Unterricht, immer möglichst viel Sinne zu beschäftigen; dadurch erleichtert man dem Kinde die Arbeit unendlich. Was seine Stellung zum Geschichtsunterricht[1] angeht, so bezweifelt er zunächst, dass man dem Kinde die geschichtlichen Handlungen nach ihrer sittlichen Seite hin verständlich machen kann. Der einzige Zweck der Geschichte ist für ihn darum, dem Kinde einen Blick in das menschliche Herz zu eröffnen ohne die Gefahr, das seinige zu verderben. Mit ihrer Hilfe wird Emil die Menschen als einfacher Zuschauer sehen ohne Interesse und ohne Leidenschaft, als ihr Richter, nicht als ihr Mitschuldiger oder Ankläger. Doch ist es ein grosser Fehler der Geschichte, dass sie die Menschen vielmehr von ihren schlechten Seiten als von ihren guten darstellt. Unter den Geschichtsschreibern zieht er die Alten wegen ihrer Objektivität vor, will sie darum besonders von Emil, sogar in der Ursprache gelesen wissen.

Mehrfach hat Campe ein Büchlein ausgehen lassen, das den Zweck hatte, den Kindern das Lesen zu erleichtern. Schon im Jahre 1778 erschien in Altona seine

„neue Methode, Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren."

Doch war die starke Auflage schnell vergriffen, und da Campe die neue nicht unverbessert

1. Emil II. § 126, IV. § 103—126.

ausgehen lassen wollte, wurde sie verschoben. Als er endlich nach längerer Zeit dazu kam, an eine Ueberarbeitung zu gehen, waren nur mit Mühe zwei stark mitgenommene Exemplare zu bekommen. Danach bearbeitete Campe sein „A B C und Lesebuch mit 24 illuminierten Kupfern,[1]“

das im Jahre 1806 zum erstenmale erschien. Diesem Werk hängt er noch ein Schriftchen an:

„Versuche einer leichten Entwicklung der ersten und einfachsten Begriffe aus der Gottes- Seelen- und Sitten- und Tugendlehre, im Gespräche zwischen einer Mutter und ihrer sechsjährigen Tochter.“

Das A B C und Lesebuch beginnt mit den allgemeinen Grundsätzen und Regeln zum leichten und angenehmen Lesenlernen. Der erste Grundsatz ist der, „dass man die Kinder, wie mit jedem anderen Unterricht aus Büchern, so auch mit dem Lesenlernen nicht übereilen müsse.“ Die Bücher sind für Kinder kein taugliches Mittel, die anschauende Erkenntnis ist es vielmehr, deren sie bedürfen. Dabei muss man zusehen, dass die Kinder sich selbst eine Beschäftigung wählen, denn diese ist ihnen die beste. Dadurch dass man dem Kinde Zeit lässt, sich zu entwickeln, wird es später das Lesen um so viel schneller und leichter erlernen, dass es durchaus keinen Verlust an Zeit erleidet. Dazu kommt, dass es dann mit Lust und Liebe lernt, während es so träge und abgestumpft wird. Kann man es aber garnicht erwarten, die Kinder lesen zu sehen, dann soll man es ihnen wenigstens spielend, gleichsam zur Unterhaltung

1. J. H. Campe: sämtliche Kinder- und Jugendschriften, 1. Bändchen, Braunschweig 1835.

beibringen, ohne sie mit Stillsitzen etc. zu quälen. Der zweite Grundsatz heisst: „man verheimliche den Leseschülern anfangs die Hauptschwierigkeiten des Lesenlernens, und lasse dieselben erst nach und nach, langsam und nur in demjenigen Masse hervortreten, in welchem eine nach der anderen glücklich überwunden sein wird.“ Hierbei macht Campe auf die Schwierigkeit der ungleichförmigen Benennung der mitlautenden Schriftzeichen, z. B. b (be), f (ef), h (ha), etc., auf die schwer zu erlernenden zusammengesetzten Buchstaben ae, au, äu etc und die schlecht zu unterscheidenden Zeichen f, ph, v für denselben Laut aufmerksam. Er macht dafür Abänderungsvorschläge, die diese Misstände abstellen.

„Allgemeiner Grundsatz ohne Ausnahme ist der der genauen Abstufung und des behutsamen Fortschreitens vom Leichteren zum Schwereren, von dem, was vorbereiten soll, zu dem, was dadurch vorbereitet wird.“ Darauf bietet Campe in seinem Buche Gespräche zwischen sich und seinem Enkel, um seine Methode selbst anschaulich anzuwenden, ein Bilder A B C in dreiundzwanzig Fabeln zur ersten Uebung im Lesen, in welchem Text und Bild darauf angelegt sind, das Alphabet gründlich und angenehm einzuüben, ferner Silbentafeln und Leseübungen, die neben dem Zweck des Lesens auch noch den der moralischen Unterweisung erfüllen.

Ein Vergleich mit Rousseau kann hier nur relativ gezogen werden; denn ein Leseunterricht ist bei diesen überhaupt nicht vorgesehen. Das Kind muss bei ihm ein unmittelbares Interesse haben lesen und schreiben zu können, das Weitere

ist dann ganz Nebensache. Wenn nun auch Campe nicht verkennt, dass die Person des Lehrers erst die Methode zu einer guten macht, wenn er auch gewiss in dem Schüler ein angenehmes Gefühl für und durch das Lesen wecken will, so ist für ihn die Methode doch nicht so nebensächlich wie für Rousseau. Das kommt schon daher, dass dieser sich selbst Methode war und in sich die Gewissheit trug, Emil werde es bei dem eigenen Interesse und bei des Lehrers Hingebung gewiss spielend lernen; Campe dagegen schreibt nicht für den Erzieher eines einzelnen Kindes, sondern für alle, die im Unterricht der Jugend stehen. Darum verdient die Methode bei ihm eine eingehende Berücksichtigung. So stimmen denn beide darin überein, dass dem Kinde zuerst Interesse eingeflösst werden muss, um ihm das Lernen angenehm und leicht zu machen. In der weiteren Behandlung des Themas aber geht Campe über Rousseau hinaus.

In dem schon erwähnten Anhang zum A B C- und Lesebuch bietet Campe in der Einkleidung in leichte, muntere Gespräche vielfache Uebungen der Sinne dar, um namentlich in dem Kinde das Bewusstsein dieser Kräfte zu erwecken. Ist die Art, darüber zu reden, auch nicht die Rousseaus, so ist es doch auch sein Wille, die Sinne möglichst zu üben. Anders steht es schon mit der Behandlung der Religion. Bei Knaben kommt Rousseau ja nicht in Betracht und bei Mädchen will er durch das Vorbild der Mutter wirken. Auch Campe benutzt dieses Beispiel, aber er will doch auch, dass die Mädchen frühzeitig die natürliche Religion durch Beachtung der Schöpfung erkennen, indem die Mutter die Schönheit der Natur und einzelner

Gegenstände, sowie die Güte Gottes preist.

In der Moral stimmen beide überein in dem Satz: Was du willst, das dir die Leute tun sollen, das tue du ihnen auch. Aber Rousseau leitet sie nicht theoretisch ab, sondern Emil muss sie allein finden und behalten. Von der Unsterblichkeit der Seele hat er auch nicht mit seinem Zögling philosophiert, und der Grund, ich will gut sein, um es einst im Jenseits gut zu haben, wäre sicher nie in seine Pädagogik hineingekommen. So sehen wir, auf diesem Gebiet haben Campe und Rousseau wenig gemeinsames, wenigstens für die Erziehung der Kinder. Ihre eigene persönliche Stellung zu den Sachen bleibt davon natürlich unberührt.

Eine Fortsetzung und zum Teil nähere Ausführung zu dem Schriftchen bildet Campes

„Seelenlehre für Kinder."[1]

Er geht wieder auf die Religion, Gott etc. ein und ist darin wie vorher von Rousseau unabhängig. Weiterhin behandelt er die Ausbildung der körperlichen und geistigen Anlagen der Kinder und gibt dafür Uebungen in seinem Vorwort an. In der eigentlichen Abhandlung werden gesprächsweise die Existenz der Seele und ihre Kräfte entwickelt. Die ganze Art ist nicht nach Rousseaus Geschmack; er benutzt mehr die Erfahrung des Kindes. Ursachen und Wirkung sind schon eher nach Rousseaus Art gefunden, ebenso das Urteilen Vergleichen, Gedächtnis, natürliche Triebe, Mitgefühl etc. Wenn man aber das Ganze zusammen fasst, dann heisst das Urteil: Es ist in den Ausführungen zuviel Fremdartiges, als dass man einen Einfluss

1. J. H. Campe: Sämtliche Kinder- und Jugendschriften, 8. Bändchen, Braunschweig 1831.

Rousseaus nachweisen könnte.

Noch weniger ist davon in dem folgenden Bändchen

„Sittenbüchlein für Kinder“[1]

zu merken. Nicht als ob Emil keine guten Sitten gehabt hätte, oder als ob Rousseau nicht für nötig gefunden hätte, die Erziehung danach einzurichten, aber er machte die Sitten nicht zum Gegenstand des Unterrichtes, sondern durch seine negative Erziehung, sein Beispiel, die ganze Anlage des Unterrichtes wurde Emil zu den guten Sitten erzogen, ohne davon etwas zu wissen. So sehr also diesmal der Zweck übereinstimmt, das Campesche Mittel hätte Rousseau nicht gutgeheissen. Weiter kommt hinzu, dass Campe über die Entstehung der Gesellschaft, des Staates etc. doch sehr verschiedene Ansichten hat, er folgt da durchaus nicht dem krassen Pessimismus Rousseaus.

Aehnlich muss das Urteil auch über die folgenden beiden religiösen Shriften Campes lauten. In der Abhandlung „über den ersten Unterricht in der Religion“[2] ist Campe ja für seine Person in Uebereinstimmung mit Rousseau, auch in der Kritik des vorhandenen Religionsunterrichtes besteht ein Einklang, ja man kann vielleicht noch weiter gehen und sagen, wenn Rousseau überhaupt die Religion mit Kindern behandelt hätte, dann hätte er die Methode Campes, wie sie sich in dieser Abhandlung darbietet, angewendet. Noch mehr zeigt sich die Uebereinstimmung in der persönlichen Stellung zur Religion in dem

1. J. H. Campe: Sämtliche Kinder- und Jugendschriften, 9. Bändchen, Braunschweig 1831.
2. Sammlung einiger Erziehungsschriften, Braunschweig 1778.

„Leitfaden beim christlichen Religionsunterricht“[1].

Schärfer hätte selbst Rousseau den Satz nicht hinstellen können: Natürliche und christliche Religion sind der Hauptsache nach ein und dieselbe Religion. Auch in der Auffassung der Güte des natürlichen Menschen ist Campe Rousseaus Anhänger, in der Methode des Unterrichtes aber fehlt ihm dieses von ihm so verehrte Vorbild.

Bevor ich auf Campes Hauptwerk eingehe, gilt es, noch ein Wort über seinen Plan einer allgemeinen Schulencyklopädie zu sagen. So sehr einige Gedanken über den Unterricht in den alten Sprachen im Sinne Rousseauscher Forderungen, allmählich darin fortzuschreiten und dem Kinde Zeit zu lassen, liegen, so hat doch Rousseau selbst keine ausführliche Darstellung über die Erlernung der alten Sprachen gegeben. Deshalb erübrigt es sich, darauf einzugehen.

Dagegen hat Campe einen anderen Gedanken in einer Weise befolgt, die Rousseaus Forderung noch bedeutend übertraf. Dieser wollte bekanntlich seinem Zögling nur ein Buch in die Hand geben, den Robinson Crusoe. Campe aber fand, Robinson habe es noch viel zu leicht. Aus dem gestrandeten Schiffe waren ihm ja allerhand Vorräte, Werkzeuge und dergl. in die Hände gegeben, die ihm das Leben erleichterten. Er dichtete deshalb noch einen neuen Robinson, der nichts von alledem besitzt und sich allein helfen muss. Hierbei benutzt Campe die Ausführungen Rousseaus über den Nutzen des Robinsonlebens, um alles in noch erhöhtem Masse auf den nützlichen Unterricht abzuzwecken. Das ist ein Fortschritt noch

1. Braunschweig 1809.

über Rousseau hinaus.

Eine ganz umfassende pädagogische Arbeit stellt sich uns in dem Werk:

„Allgemeine Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher"

dar. Hiervon sagte Jean Paul,[1] kein Volk habe etwas ähnliches entgegenzustellen, jede Mutter, jede Braut sollte wie ein Juwel sich daran zuschleifen. Da Campes praktisch pädagogische Tätigkeit durch seine anhaltende, körperliche Schwäche ein Ende gefunden hatte, so wandte er sich noch mehr der schriftstellerischen Erziehung der Menschheit zu. Bei einer Umschau fand er eine Menge tüchtiger Pädagogen in Deutschland, die jeder für sich wirkend, doch keinen vollständigen Bau aufführen konnten, und so beschloss er, aus ihnen eine Gesellschaft zu gründen, die ein vollständiges Erziehungs- und Unterrichtssystem ausarbeiten sollte. In der Tat gelang es ihm sehr schnell, wie er im Eingang seiner Vorrede berichtet, „die hellsten Köpfe unter den praktischen Erziehungsphilosophen unserer Zeit zu einer gemeinschaftlichen, planmässigen Wirksamkeit zu vereinigen." Unter den zahlreichen Mitarbeitern seien nur genannt, Funk in Magdeburg, Gedicke in Berlin, Resewitz in Klosterbergen, Stuve in Neuruppin, Trapp in Hamburg, Villaume in Halberstadt, Bahrdt in Halle, Salzmann in Schnepfenthal. Jedes Mitglied dieser Gesellschaft übernahm nun eines der von Campe aufgestellten Themata zur Bearbeitung. Darauf gingen sie bei den anderen umher, damit sie Verbesserungen vorschlügen. Es sollten alle Teile der

1. Dr. Leyser: J. H. Campe, ein Lebensbild, Seite 141.

Erziehung, sowohl die der frühesten Jugend als auch die körperliche und geistige berücksichtigt werden. In der Erkenntnis, dass auf ihrer Bahn Locke und Rousseau ihre Vorläufer gewesen sind, wurde auch beschlossen, eine Uebersetzung von der Lockeschen Erziehungsschrift und von Rousseaus Emil zu veranstalten und sie mit den Anmerkungen aller ordentlichen Mitarbeiter zu versehen. In dieser Arbeit sollen jedoch, ausser den Anmerkungen Campes zum Emil nur seine eigenen Abhandlnngen betrachtet werden.

Die erste lautet:

Von den Erfordernissen einer guten Erziehung von Seiten der Eltern vor und nach der Geburt des Kindes "[1]. Campe beginnt mit dem wichtigsten Punkt der ganzen Erziehungslehre und wendet sich damit an erwachsene Jünglinge und Jungfrauen, verlobte und angehende Eheleute. Seine Grundsätze sind: „Wie die Quelle, so der Bach, wie die Eltern, so die Kinder. Es ist und bleibt eine ewige Wahrheit: niemand kann etwas geben, was er selbst nicht hat, niemand kann Weisheit, sittliche Grösse und Glückseligkeit seinen Kindern mitteilen, als nur in demjenigen Masse, in welchem er selbst schon weise, gut und glücklich geworden ist."

Daraus erhellt die Wichtigkeit der Sache. Es nützt nichts, den Kindern gute Lehren zu geben, sie in feinen Sitten zu erziehen, das eigene böse Beispiel verdirbt alles wieder. Einen besonderen Teil in dieser Abhandlung nimmt die Rücksicht auf die Ausschweifungen der Jugend ein, die sich in der Ehe an den Kindern bemerkbar machen.

1. Allgemeine Revision. I. Seite 125–232.

Weiter muss die Seele gesund und nicht durch Leidenschaft erniedrigt sein.

Alles das ist durchaus in Rousseaus Sinn und nach seinem Vorbild geschrieben. Aber Campe begnügt sich nicht allein mit dessen Gedanken, er hält es für gut, ein langes, wichtiges Stück aus Emil wörtlich zu zitieren.[1] Es ist das Gespräch mit Emil und Sophie an ihrem Hochzeitstage, in dem er ihnen weise Lehren gibt, damit sie das dauernde Glück in der Ehe finden können. Weiter wendet sich Campe in seiner Abhandlung gegen Eitelkeit und Prachtliebe, besonders der Frau. Sie kann keine gute Gattin, keine gute Mutter sein, ebensowenig ihr Gatte ein zärtlicher Ehegemahl und ein sorgsamer Vater, da doch ihr Sinn auf lauter Modevergnügungen steht. Diese Zerstreuungen schränken die Zeit für die Erfüllung der Vater- und Mutterpflichten allzusehr ein. Da bleiben die Kinder dem Gesinde überlassen und verwahrlosen dabei. Deshalb meint Campe, ganz in Uebereinstimmung mit Rousseau, dass gerade in den Häusern der Reichen die Erziehung des Kindes zu einem zufriedenen, glücklichen Leben am wenigsten gelingt. Indessen nicht zufrieden damit, muss er noch eine Seuche anführen, die das häusliche Leben und das Glück der Familie bedroht; das ist der litterarische Luxus. Diese Seelenepidemie, wie er sie nennt, äussert sich auf doppelte Weise. Einmal in der Lesewut und zweitens in der Eitelkeit, „seinen Namen durch schriftliche Produkte des Geistes zu verherrlichen.“ Dadurch wird das Wachstum und das Wohlbefinden des Körpers benachteiligt, weil man zu viel liest. Die häuslichen

1. Rousseaus Emil V. § 475—493.

Geschäfte und am meisten die Kinder müssen darunter leiden. — Aehnlich schildert Rousseau das Leben der Pariser Gesellschaft, wenn auch an die Stelle der Bücher vielfach andere Mittel treten, die Zeit hinzubringen, ohne sich um die Häuslichkeit zu kümmern. Ein weiteres Hindernis glücklicher Ehen sieht Campe in dem Mangel an einer wahren und vernünftigen Gottesfurcht. Ein grosser Teil gerade der vornehmen Menschen sind keine Christen, haben auch keine natürliche Religion mehr. Wer aber in diesem Zustand in die Ehe treten will, der wird darin kein Glück finden. Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit sind in keinem Stande unentbehrlicher als gerade in diesem. Umsonst ist besonders in der Kinderzucht alle moralische Bildung, wenn nicht Religion dabei zugrunde gelegt wird. Darum sollen sich Verlobte erst genau prüfen, ob sie auf diesem Boden stehen und erst wenn sie dessen sicher sind, heiraten.

Die Hochschätzung der natürlichen Religion hat Campe mit Rousseau gemeinsam, ebenso die Wichtigkeit des eigenen Beispieles, gerade in Religions- und sittlichen Angelegenheiten, aber ein Unterschied ist doch vorhanden. Man merkt es Campe an, dass er selbst in der Ehe das Bedürfnis der natürlichen Religion kennen gelernt hat, während Rousseau für seine Person von einem philosophischen Standpunkt des vernünftigen Denkens zu der Folgerung einer Gottheit kommt. Daran ändert auch seine Ansicht nichts, dass Religion eine Sache des Gefühls ist, denn das ist für ihn doch nur ein sekundärer Standpunkt.

Gleichsam eine Fortsetzung zu der besprochenen

Abhandlung in Titel und Inhalt ist die nächste im zweiten Bande des Revisionswerkes:

„über die früheste Bildung junger Kinderseelen im ersten und zweiten Jahre der Kindheit.[1]“

Dem ersten Teil der Abhandlung liegt eine Arbeit früherer Zeit zu grunde, die schon in den pädagogischen Unterhandlungen veröffentlicht worden ist.[2]

Die Einleitung ist ein Appell an die Mütter. Campe sagt ihnen geradezu, „es ist nicht meine, sondern eure Angelegeheit, von der ich zu euch reden werde. Denn euch, ihr Mütter, hat die Vorsehung recht eigentlich dazu ausersehen, die pflegenden und bildenden Schutzengel der von euch geborenen Kinder in den ersten Jahren ihres dürftigen Erdenlebens zu sein. Euch legte sie, zum Zeichen dieses Berufes die erste Nahrung des Kindes, die Muttermilch, in den Busen, und verband die Ausspendung mit so viel Reiz für euch, dass ihr um so weniger Ursache haben möchtet, diese erste Erweisung eurer Mutterpflicht, wofern nicht Not euch dazu zwänge, einer feilen Amme abzutreten.“

Auch sonst ist die Frau mit den nötigen Gaben ausgestattet, ihre Pflichten als Mutter zu erfüllen. Darum sollen die Vernünftigen unter ihnen, denen das Wohl ihres Kindes über die Vergnügungen geht, zur Natur zurückkehren. — Mit dieser Einleitung hat Campe dasselbe gesagt, was Rousseau am Anfange des Emil und auch weiterhin immer verlangt hat.

1. Allgemeine Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens Seite 1—296.
2. Pädagogische Unterhandlungen 3. Stück Dessau 1777.

Nun beginnt Campe die allgemeinen Grundsätze der Seelenerziehung darzulegen und beschreibt zunächst einige Blicke in die Natur der jungen Menschenseele. Eine allgemeine Erfahrung, auch bei den Erwachsenen ist es, dass zwei oder mehr längst vergessene Vorstellungen die in irgend einer Verbindung unter einander stehen, sich wechselseitig in die Seele zurückführen, sobald eine derselben durch irgend einen neuen sinnlichen Eindruck wieder rege geworden ist. Je öfter nun eine solche Vorstellung in der Seele erneuert wird, desto öfter überlässt sich die Seele ihr und gewöhnt sich an sie. So entstehen Gewohnheit, Neigung, Leidenschaft. Wenn nun aber alles, was ein Kind vom ersten Augenblick seines Daseins sieht, hört, riecht, schmeckt oder fühlt, einen Einfluss auf seine künftige Art zu empfinden, zu denken, auf sein künftiges Temperament, auf seine Neigungen und Gesinnungen hat, wie gross ist dann die Verblendung der Eltern, die den wichtigsten Teil der sittlichen Ausbildung ihrer Kinder vernachlässigen. Diesen Müttern sagt Campe eindringlich, dass die erste Schule der jungen Menschenseele schon in der Wiege, oder vielmehr im Leibe seiner Mutter beginnt. Das Kind wird später eine ähnliche Empfänglichkeit zu gleichartigen Empfindungen mit sich auf die Welt bringen, wie sie die Mutter während ihrer Schwangerschaft oft gehabt hat. Damit ist die Pflicht einer guten, vernünftigen Mutter von vornherein klar. Aus dem vorher Gesagten erklärt Campe auch die Erbsünde, deren Begriff sonst grade unverständige Mütter zur Erklärung der Mängel an ihren Kindern benutzen. Seele und Körper sind unzertrennlich.

Deshalb tun die Eltern alles, was sie dem Leibe ihrer Kinder tun, auch ihrer Seele. Das heisst also, in welchem Masse sie ihren Leib ausbilden, ihn stark und gesund machen, in eben dem Masse bilden sie auch die Seele, machen sie fest gegen alle Beschwerden des Lebens, und eben so ist es umgekehrt. Dieser Gedanke wird noch wichtiger bei der Erwägung, „dass der zarte Leib des Kindes den einzig möglichen Zugang zu der jungen Seele desselben gewährt; dass wir für die Ausbildung der letzteren unmittelbarerweise nichts, mittelbarerweise hingegen, das ist durch sinnliche Eindrücke auf das weiche Körperchen des Kindes sehr viel zu tun vermögen, und dass wir also, wenn wir auf die Seele des Kindes wirken sollen, notwendigerweise auf seinen Körper wirken müssen.“ Da das neugeborene Kind für andere Belehrungen noch unzugänglich ist, so ist der Weg der sinnlichen Empfindungen der einzige, auf dem man mit dem Unterricht bei ihm beginnen kann. Danach muss man handeln. Hierbei erörtert Campe die Frage, ob die angenehmen oder unangenehmen Empfindungen für das Gedeihen der jungen Seele vorteilhafter sind und entscheidet sich für die ersteren, weil sie vernunft- und naturgemässer sind als diese. Da die Vernunft aber auch den unangenehmen einen Wert zuspricht, so schliesst er unter Berücksichtigung der Erfahrung: „dass nach der Absicht des Schöpfers nur die angenehmen Gefühle die für unsere Seele zu ihrer Nahrung und zu ihrem Wachstum bestimmte Speise sein, die unangenehmen blos die Stelle des Gewürzes und bei eintretenden Krankheiten der Seele die der Arzenei oder auch der Präservative vertreten

sollen. Demnach steht es wohl um das Wachstum der jungen Kinderseele, wenn zwischen ihren angenehmen und unangenehmen Empfindungen, in Ansehung der Menge derselben dasjenige Verhältnis herrscht, welches wir, bei einer vernünftigen Diät zwischen Speise und Gewürz, oder auch zwischen Speise und Arzeneimitteln zu beobachten pflegen "

Im Uebrigen gilt es, dem Gang der Natur zu folgen und der jungen Seele Freiheit zu gönnen, sich ihre Empfindungen selbst zu wählen; denn auch diese Seele hat den angeborenen Trieb, ihre Vorstellungen, Empfindungen, sowie die Lage des Körpers nach eigener Willkür zu verändern. Diese freie Wirksamkeit des Triebes ist das von Gott bestimmte, einzige Mittel zu ihrer Ausbildung und Vervollkommnung. Darum fort mit allem Zwang des Kindes, damit es selbst tätig sein kann. Deshalb sind die Eltern und Erzieher aber nicht zur Untätigkeit verdammt, denn das Kind besitzt auch noch den Trieb zum Mitgefühl und zur Nachahmung. Hier liegt ein weites Feld der Tätigkeit vor den Eltern und an ihnen liegt es, ob sie es bebauen wollen. Das Kind besitzt nur anschauende Erkenntnis, deshalb ist die Pflege seiner sinnlichen Werkzeuge sehr wichtig. Von ihrer Güte hängt die Vollkommenheit der Seele ab. Darum gilt es, den Körper aufs beste zu bilden, ihn gegen Frost und Hitze, gegen Regen und Wind, sowie alle Witterung abzuhärten, und seine Bedürfnisse nach Möglichkeit zu beschränken. So wird auch die Seele gesund und kräftig sein und leichter den Reizungen des Bösen widerstehen als eine andere. Wenn wir auf diesen Teil des ersten Abschnittes

zurückblicken, dann müssen wir sagen, es sind zum grössten Teil Rousseausche Gedanken, die nur von neuem bearbeitet und im einzelnen erweitert sind. Die Pflege des Körpers, seine Abhärtung, die Uebung der Sinne, das Bereiten angenehmer Empfindungen, Freiheit und Selbsttätigkeit des Kindes, den Trieb der Nachahmung und alles andere finden wir ebenso im Emil. Der Wert der Campeschen Form dieser Gedanken liegt in der einfachen, volkstümlichen Sprache, in der liebevollen, Eindringlichkeit seiner Ratschläge und Beobachtungen, die bei Rousseau nur selten so zu Herzen sprechen.

Der zweite Teil dieses Abschnittes ist eine „vorläufige Erwägung dessen, wozu die menschliche Seele hienieden bestimmt ist, und der mannigfaltigen Hindernisse, welche ihr dabei im Wege liegen.“ Das Endziel unseres Daseins fasst Campe kurz dahin zusammen: Glücklich sein und glücklich machen

Die Hindernisse teilt er in natürliche, sittliche und gesellschaftliche Uebel ein.

Zu den natürlichen gehören die Unbilden der Witterung, Leibesgebrechen, Krankheiten, Not, Abnahme unserer Kräfte, der Verfall der Sinne im Alter und zuletzt das Ende von allem, der Tod. Diese Uebel hat der Naturmensch, der Wilde, scheinbar in weit schlimmerem Masse zu ertragen. Tatsächlich aber ist er uns darin weit voraus, denn er hat nicht die starke Empfindung davon wie wir, weil er abgehärtet ist. Daraus folgt, dass wir durch Verzärtelung die Leiden unserer Kinder nur vermehren, durch behutsame Abhärtung sie sicher vermindern. Darum schliesst Campe seine Ausführungen hierüber: „Wer unter beiden be-

weiset ihnen denn nun die grösste Liebe, der, welcher sie gegen alle diese Leiden von früher Jugend an, soviel als möglich, abzuhärten sucht, oder der, welcher seine ganze Sorgfalt nur darauf einschränkt, sie in ihrer Kindheit davor zu bewahren und das Wohlsein ihres reiferen Alters jedem Lüftchen Preis zu geben?“

Die sittlichen Uebel sieht Campe in der durch verfeinerte Lebensart bewirkten Reizbarkeit und Schwäche der Nerven mit den daraus entspringenden Leibes- und Seelenkrankheiten, sowie in der Menge erkünstelter Bedürfnisse und verlangt dem gegenüber Vereinfachung und Verminderung der Bedürfnisse vom ersten Tage des Lebens an, besonders aber das eigene gute Beispiel, ohne das alle Mühe vergebens ist.

Die gesellschaftlichen Uebel kommen aus dem Umgang mit den Menschen. Um sich dagegen so weit als möglich zu sichern, empfiehlt Campe wieder Abhärtung, Bewahrung vor allzugrosser Reizbarkeit an Leib und Seele und erinnert auch an das Beispiel der Thetis, die den Achill in den Styx tauchte. Sowohl dieses Beispiel hat Rousseau in seinem Emil als auch den ganzen Gedankenschatz. Es ist nicht möglich, hier Vergleiche im einzelnen anzustellen, wo alles den Rousseauschen Einfluss unzweifelhaft an sich trägt.

Der zweite Abschnitt der Abhandlung enthält die Auflösung der vorhergehenden allgemeinen Grundsätze in besondere Regeln und zwar teilt sie Campe in drei Klassen ein.

1. Regeln, die Ausbildung junger Kinderseelen durch körperliche Eindrücke betreffend.

2. Regeln, die Ausbildung junger Kinderseelen

durch sittliche Einwirkung betreffend.

3. Regeln, die Ausbildung junger Kinderseelen durch Beförderung ihrer eigenen Tätigkeit und durch zweckmässige Uebungen ihrer sinnlichen Werkzeuge und ihrer erwachenden Seelenfähigkeiten betreffend.

Er kommt wie schon oft auf die erste Behandlung des Kindes mit Wickelkissen etc. zurück. und zitiert in einer Anmerkung eine Stelle aus Rousseaus Emil darüber,[1] ebenso über die Abhärtung.[2] Ueber Kleidung, Betten, Baden in kaltem Wasser denken beide ganz gleich, nur dass Campe den Neugeborenen anfangs laues Badewasser zugestehen will. Von Rousseau hat er auch die Forderung an die Mütter übernommen, ihre Kinder selbst zu stillen und macht noch auf die Ansteckungsgefahr bei Ammen aufmerksam. Ob sie über den Schlaf der Kleinen gleich denken, ist nicht ganz klar. Wohl stimmen sie darin überein, dass Kinder viel Schlaf brauchen, aber dann scheint Rousseau von älteren Kindern zu reden, die man oft darin stören müsse, während Campe von einem ein bis zweijährigen meint, es könnte nicht genug schlafen. In der Nahrung verlangen sie übereinstimmend Einfachheit; Arzeneien und Gewürze verschmähen beide.

Bei den sittlichen Einwirkungen schickt Campe voraus, dass Sittlichkeit eine Erkenntnis des Guten und Bösen voraussetzt und daher bei Kindern nicht vorhanden sein kann. Deshalb soll man die Kinder ruhig alles machen lassen, wodurch sie sich nicht einen beträchtlichen Schaden zufügen; kleine, un-

1. Emil I. § 42 —43.
2. Emil I. § 57.

bedeutende Beschädigungen hält er, ebenso wie Rousseau für förderlich und heilsam. Sie sind direkt notwendig, damit die Kinder die unangenehmen Empfindungen kennen und unterscheiden lernen, um sich künftig davor zu hüten. Gewöhnlich wollen sie alles betasten, was sie sehen. Will man ihnen schädliche und gefährliche Sachen nicht in die Hand geben, so muss man sie ihnen am besten von vornherein aus den Augen bringen. Zerbrechliche Sachen, Speisen, die es nicht essen soll, gehören eben nicht in sein Bereich.

Kommt es trotz aller Vorsicht einmal vor, dass es etwas sieht und haben will, was man ihm nicht geben kann, so muss man seine Aufmerksamkeit so schnell und so unmerklich als möglich auf einen anderen Gegenstand lenken. Allerdings darf das Kind unsere Absicht dabei nicht bemerken. Am besten wird auch hierbei körperliche Bewegung wirken. Will aber kein Mittel zur Beruhigung helfen und ist das Kind weder krank noch müde, dann lasst es ruhig weiter schreien. Wenn es keinen Erfolg sieht, wird es bald davon ablassen. Im anderen Falle würde das Kind in seinem Eigensinn nur bestärkt werden, und das Mittel öfter versuchen.

Hier[1] und im folgenden gibt Campe fast nur Rousseausche Gedanken, sehr oft direckt als Zitat oder in sehr wenig veränderter Gestalt wieder.

Im allgemeinen halten sie es für das Kind wie für die Gesellschaft für besser, dass jenes in seiner Kindheit stirbt, wenn es durch natürliche Mittel nicht am Leben erhalten werden kann, als dass es ein Leben behalte, das ihm selbst zur Last

1. Emil I. § 167.

und anderen zur Zuchtrute dienen würde. Diese scharfe Stellungnahme sollte man von einem Philantropen kaum erwarten, aber wir sehen, wie sehr Campe von Rousseau beeinflusst ist, dass er ihm auch hierin Folge leistet. Der Hauptgrund für seine Strenge in diesem Punkt ist der, „dass dem Kinde zu seiner moralischen Ausbildung nichts nötiger ist, als das Gefühl seiner eigenen Ohnmacht und seiner gänzlichen Abhängigkeit.“ Die weitere Ausführung dieser Worte ist eine fast wortgetreue Uebersetzung von Stellen aus Emil. — Beide[1] sind weiterhin darin einig, dass man die Kinder nicht mit Schlägen zur Ruhe bringt: das ist nicht nur barbarisch, sondern auch pädagogisch der gröbste Fehler, den man machen kann. Man verdoppelt damit ja nur die Ursache und verlangt doch, dass die Wirkung aufhören soll. Es geschieht auch nur aus reinstem Egoismus, weil das Schreien des Kindes uns beschwerlich fällt. Darum muss man sich vor den Extremen der Zärtlichkeit und Härte hüten.[2] Verlangt das Kind aber etwas, was man ihm gewähren kann, dann soll das sofort geschehen, damit es nicht glaubt, wir seien eigensinnig und herrschsüchtig. Wie man sich dabei verhalten soll, das sagt Rousseau.[3] Eine andere Hauptregel ist es, die Kinder nie zu necken, ungeduldig zu machen oder gar zum Zorn zu reizen. Zu dem moralischen Schaden kommt der für die Leibesbeschaffenheit hinzu.[4] Besonders warnt er alle, einem Kinde auf irgend eine Weise Furcht oder Schrecken einzujagen und gibt zum Beweise der Schädlichkeit

1. Emil I. § 151.
2. Emil I. § 60—61.
3. Emil I. § 154.
4. Emil I. § 152.

ein Beispiel aus seinem eigenen Leben, wo man ihn ängstigte, um seiner Artigkeit sicher zu sein. Da er weiss, welche Qualen er dadurch ausgestanden hat, so beschwört er die Mütter, nicht zu dulden, dass man die Wörter Gespenst, Kobold, Teufel, Rupprecht u. s. w. in ihrer Gegenwart auch nur nenne. Wie sehr Campe gerade bei dieser Abhandlung den Spuren Rousseaus nachfolgte, das zeigt die Einleitung zu einem grösseren Zitat aus Rousseau:

„Was die Art, Kinder furchtsam und ängstlich zu machen, betrifft, so kann ich dieselbe nicht besser als mit den Worten eines Mannes beschreiben, dessen ehrwürdigen Namen ich auf jeder Seite dieses Buches mit Dankbarkeit nennen möchte.“ Es folgt nun die Stelle,[1] die von dem Verhalten des Erziehers bei allerhand Schäden handelt, die sich das Kind gelegentlich zuzieht. Der Kern dieser Betrachtung klingt dahin aus: „Auf einem Grasplatz mag Emil laufen, sich lustig machen, des Tages hundertmal fallen, desto besser! Er wird viel eher wieder aufstehen lernen.“ Die Furcht vor der Finsternis, vor unbekannten, aber unschädlichen Wesen soll ihnen durch freundliche Gewohnheit genommen werden.[2] Campe kommt dann noch einmal auf den Trieb der Nachahmung zurück und ermahnt die Eltern, sich vor ihren Kindern nie einer Leidenschaft hinzugeben. Aus dem gleichen Grunde darf man auch die Kinder nicht damit besänftigen, dass man irgend einem Gegenstand droht. Es wird das bald nachmachen und aus der Drohung wird dann ein Fluch und

1. Emil II. § 4–7.
2. Emil I. § 137–139.

ein Schlagen mit geballten Fäusten. Ferner muss man Prunk und Ueppigkeit von ihnen fernhalten; statt der Schellen von Gold, Silber, Korallen etc. würden kleine Baumzweige mit ihren Früchten, Süssholz, woran es saugen und kauen kann, den Zweck besser erfüllen.[1]

Ueber die Selbsttätigkeit sagt Campe, dass wir sie auch bei den jüngsten Kinderseelen zu befördern vermögen und dass es unsere Sache ist, ihr erstens kein Hindernis in den Weg zu legen und zweitens die schicklichsten Gegenstände darzubieten. Man gibt ihnen Zeit und Gelegenheit, ihre natürlichen Bedürfnisse selbst zu befriedigen, soweit ihre Kräfte ausreichen: man tut wenig für sie und setzt sie dadurch in die Notwendigkeit, viel für sich selbst zu tun. — Wie hierin, so ist er im folgenden mit Rousseau der Ueberzeugung, dass die Vollkommenheit der menschlichen Seele von der Brauchbarkeit ihrer sinnlichen Werkzeuge abhängt, und dass im ersten Alter der Kindheit die Erziehungsregeln von verneinender Art sind. Bei dieser Gelegenheit hält Campe auch den Augenblick für gekommen, zu Rousseaus negativer Erziehung Stellung zu nehmen. So sehr er anerkennt, dass es in sehr vielen Fällen besser ist nichts zu tun, als das, was man gewöhnlich tut, so ist er doch der Meinung, es sei schädlich, jenen Grundsatz zum uneingeschränkten Gesetz zu erheben. Das ist also von einer bestimmten Grenze aus eine Absage an Rousseau, aber sie bleibt es doch nur in der Theorie, in der Praxis merkt man sie ja auch bei diesem selbst nicht so stark, und man darf sie überhaupt nicht zu wörtlich nehmen. Im Paragraph 67 des

1 Emil I. § 173.

zweiten Buches heisst es freilich: „Die erste Erziehung muss eine rein negative sein. Du würdest ein Wunder der Erziehung getan haben, wenn Du damit anfingest, nichts zu tun. Wenn irgend eine Unterweisung notwendig für sie ist, hüte Dich, sie heute zu geben, wenn Du sie ohne Gefahr auf morgen verschieben kannst.“ So und ähnlich klingt es einige Male, aber andererseits stellt er auch positive Erziehungsforderungen auf wie I Paragraph 138, wo er verlangt, dass man die Kinder an den Anblick hässlicher und selbst ekelhafter Tiere gewöhnen müsse. So gibt es sehr viele Vorschläge, die dem wörtlichen Sinn der negativen Erziehung durchaus entgegengesetzt sind. Aber auch allgemeine positive Massregeln gibt Rousseau, wenn er wie III. Paragraph 20 sagt: „Begnüge dich also damit, ihm die Gegenstände zur rechten Zeit vorzuführen; dann, wenn du seine Neugier hinreichend beschäftigt siehst, richte irgend eine lakonische Frage an dasselbe, die es auf den Weg führe, auf welchem es die Antwort finden kann.“ So werden seine Forderungen direkt planmässig III. 25, 38—49. Ja in IV, 38 verlangt er besondere Ueberlegung in der Wahl der Umstände, in die wir Emil hineinversetzen, in V, 172 besondere Rücksicht auf den bürgerlichen Zustand, in dem wir leben, in V, 272 gesteht er selbst, dass ein aufmerksamer Leser unmöglich glauben könne, es sei alles durch Zufall so gekommen. Daher ist die negative Erziehung garnicht so rein negativ, sondern nur teilweise, und ich glaube, der Grad der Negation lässt sich mit Rousseaus eigenen Worten bestimmen; „Solange wir nicht wissen, was wir tun sollen, ist es eine Sache der Klugheit, in

der Untätigkeit zu verharren."

Daher kann es uns nicht verwundern, dass auch Campe tatsächlich in der Praxis garnicht so weit von Rousseau abrückt, als es nach seinen obigen Worten der Fall sein müsste.

So verlangt er mit jenem gemeinsam eine Verbindung der Sinne beim ersten Unterricht, besonders die Pflege der Anschauung und der Geberdensprache: Darauf hommt er auf das Redenlernen der Kinder zu sprechen und zitiert, wie er sagt, den Vater derjenigen wahren Erziehungslehre, die sich auf Beobachtungen über die Natur des Menschen gründet; der soll für ihn reden.[1] Da dieser Abschnitt schon bei Rousseau behandelt ist, so brauche ich hier nicht weiter darauf einzugehen. Im weiteren will nun Campe zu dem bisherigen, negativen Teil einen positiven hinzufügen. Seine Erziehung gründet sich hierin zunächst auf den Nachahmungstrieb. Mit Hilfe dessen will er die Aufmerksamkeit des Kindes anregen und so Verstand und Vernunft, Einbildungskraft und Gedächtnis, Witz und Scharfsinn, und schliesslich besonders die Sinne üben. Damit ist er nach einem sehr kleinen Ausflug in das Reich der eigenen Gedanken wieder auf Rousseauschem Gebiet angelangt. Daher kann es uns auch nicht wundern, dass seine Ausführungen die bekannten Züge des Vorbildes tragen und er mit einem Zitat aus Emil schliesst, das einen Appell an die Mütter enthält, ihrer Pflichten eingedenk zu sein.[2]

Wenn man nun auf diese ganze Abhandlung zurückschaut, so muss man gestehen, der Einfluss

1. Emil I. § 176–192.
2. Emil I. § 50—51.

Rousseaus ist hierin so gross, wie er grösser eben schon garnicht sein kann. Es ist im Wesentlichen ein Auszug aus dem Emil, nur durch Beispiele der eigenen Erfahrung erläutert und erweitert.

Im dritten Bande des allgemeinen Revisionswerkes finden wir eine Abhandlung Campes:

„Von der nötigen Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschlichen Kräften. Besondere Warnung vor dem Modefehler, die Empfindsamkeit zu überspannen."[1]

Er teilt das Thema in drei Teile:

1. Die deutliche und bestimmte Erklärung von dem Gegenstande der Untersuchung,

2. Die Gründe, warum man für die Erhaltung des Gleichgewichtes soviel als möglich sorgen muss.

3. Die Regeln, nach denen man das erreichen kann.

Als vierter Teil kommt dann noch die Anwendung des Gleichgewichtes der Kräfte auf den Modefehler der Empfindsamkeit hinzu.

Die Kräfte des Menschen teilt er in Körper- und Seelenkräfte, und diese wieder in unmittelbare und mittelbare oder ursprüngliche und abgeleitete ein. So ist zum Beispiel der gemeine Verstand, das Vermögen, sich etwas deutlich vorzustellen, oder die Empfindungskraft, d. h. das Vermögen, durch die Sinne wahrzunehmen und über das Wahrgenommene Lust oder Unlust zu fühlen, eine ursprüngliche Kraft, der gelehrte, wissenschaftliche Verstand dagegen, oder die Empfindsamkeit eine abgeleitete Kraft. Da Campe weiterhin erklärt, es komme ihm nur auf das Gleich-

1. Campe, allgemeine Revision, Seite 291—434.

gewicht der natürlichen Kräfte an, so erübrigt es sich, auf seine Darstellung der abgeleiteten näher einzugehen. Auch soll dieses nur soviel als möglich erstrebt werden unter Berücksichtigung der Eigenart eines jeden Menschen und vor allem seines Alters. Darauf fasst er sein Thema dahin zusammen:

„Sorge dafür, dass die sämtlichen ursprünglichen Kräfte deines Zöglings in einer solchen Ordnung und in einem solchen Masse gestärkt und ausgebildet werden, dass der erwachsene und zu seiner Reife gediehene Mensch diese Kräfte alle mit gleicher Leichtigkeit in gleich starke Tätigkeit setzen könne, und dass es ihm leicht sei, nach Erfordernis der Umstände, von der einen Wirkungsart zu der anderen ohne Widerwillen oder Ermattung überzugehen."

Dieser Schlusssatz zeigt uns, dass diese Abhandlung den Rousseauschen Gedanken durchaus nicht so fern liegt, als es im Eingang der Fall zu sein scheint. Mehr noch wird das aber im Folgenden klar, wo Campe eine naturgemässe Entwicklung des Menschen fordert, sodass die ursprünglichen Kräfte bei allen gleich ausgebildet werden. Das entspricht Rousseaus Forderung der Erziehung zum Menschen. Namentlich das Zurückgehen Campes auf die Natürlichkeit des Kindes und des Landbewohners zum Beweise für die Richtigkeit seiner Forderung und weiter eine Anmerkung über das Wickeln der Kinder als Unnatürlichkeit lässt den Einfluss Rousseaus deutlich werden. Auch in der Kritik des bestehenden unnatürlichen Unterrichtes der Kinder der sogenannten guten Gesellschaft finden sich beide wieder zusammen und

Campe bringt zum Teil dieselben Beispiele vor, wie wir sie im Emil gefunden haben. Ihre Meinung ist kurz: Fort mit allem, was dem Zögling keinen Nutzen bringen kann, fort mit den fremden Sprachen für diejenigen, die sie später nicht brauchen können. Nachdem Campe noch einige Einwürfe abgewiesen hat, fasst er seine Beobachtungen in folgende drei Sätze zusammen:

1. „Jemehr die ursprünglichen Kräfte eines Menschen sich dem Ebenmasse nähern, desto grösser und ausgebreiteter ist seine Brauchbarkeit im bürgerlichen Leben;

2. desto vielfacher, reiner, dauerhafter und stärker ist sein Genuss der Freuden dieses Lebens und

3. desto fähiger und williger ist er, auch über seine Mitmenschen Freuden zu verbreiten und Leiden von ihnen abwehren zu helfen."

In den Fällen dagegen, in denen eine Kraft ein grosses Uebergewicht über die anderen besitzt, bringt diese Ungleichheit fortwährend Unzuträglichkeit mit sich. Das zeigt Campe an Beispielen der verschiedensten Berufsklassen.

Die wissenschaftlichen Voraussetzungen dieser Abhandlung in mehr philosophischer Form finden sich schon in Campes Büchlein „die Empfindungs- und Erkenntniskraft der menschlichen Seele, 1776", in welchem er die ursprünglichen Bedingungen jener zweifachen Kraft der Seele und die allgemeinen Gesetze derselben entwickelt, sodann untersucht, welchen Einfluss beide auf einander haben, endlich festzustellen sucht, in wiefern Genie und Charakter eines Menschen von dem Grade der

Stärke und Lebendigkeit jener Seelenkräfte abhänge.[1]

Der dritte Teil der Abhandlung handelt von den Regeln, durch deren Ausübung man für das Gleichgewicht der Kräfte sorgen kann. Campe beginnt mit der Beobachtung der Natur, um ihr entsprechend die Uebungen des Zöglings in derselben Ordnung vorzunehmen. In der allerersten Lebenszeit des Kindes gilt es zunächst, seinen Appetit zu befördern. Dazu sind die besten Mittel gesunde Wohnung, reine Luft, zwanglose Lage aller seiner Gliedmassen, Bewahrung vor Ueberfütterung, tägliches Baden und Bewegung. Dadurch wird auch die Gesundheit und das körperliche Wohlbefinden gefördert werden. Ferner soll es seine sinnlichen Werkzeuge gebrauchen. Dazu ist nötig, dass man es so wenig als möglich einsperrt, einwickelt, einschnürt, sondern ihm soviel Freiheit und Selbsttätigkeit einräumt, als nur immer möglich ist.

Das alles ist ganz so gesagt, dass man es ebenso gut in Rousseaus Emil lesen könnte, ohne darin etwas Neues zu finden. Etwas anderes ist es in Bezug auf die Entwicklung der höheren Seelenkräfte. Während Rousseau da ein Aufhalten dieser Entwicklung für gut hält, um dem Körper einen Vorsprung zu ermöglichen, geht Campe nicht so weit, sondern verlangt nur eine ebenmässige Entwicklung aller Kräfte. In der Negation der übertriebenen Verfeinerung der Seelenkräfte, der frühen Uebung des Wortgedächtnisses und der voreiligen Ausbildung des gemeinen Verstandes, des Vergleichungsvermögens etc., aber stehen beide auf demselben Boden. Bezüglich der Körperpflege hat Campe die Rousseauschen Gedanken durchaus an-

1. Leyser: J. H. Campe, Seite 168, Anmerkung 1.

genommen, und stellt es als Regel auf: alles, was das Wachstum der Körperkraft befördert, das stärkt mittelbarer Weise auch alle die übrigen Kräfte des Menschen. Die Seelenkräfte können wohl noch zur Zeit der völligen Reife des Körpers mit wunderbarer Geschwindigkeit entwickelt und zum Gleichgewicht mit der Körperkraft gebracht werden, aber die geschwächte Körperkraft bei hochgeschrobenen Seelenkräften kann nach Verlauf der Erziehungsjahre nie wieder mit den Seelenkräften ins Ebenmass kommen. Deshalb ist jedes Kind vor seinem zwölften Lebensjahre, das schon wissenschaftlichen Verstand, Witz, Scharfsinn etc. zeigt, in gewissem Grade verdorben. Darum soll man am Kinde nur den schlichten Menschenverstand, die gesunde Vernunft, das Sachgedächtnis und die Vergleichungskraft des Zöglings üben. So weit ist Campe mit Rousseau einig. Dieser aber wollte überhaupt bei dem Kinde die Erziehung zum Berufe zurückstellen. Er verlangt von Emil, dass er in jeder Lage des Lebens seinen Platz ausfüllen kann, Campe fasst dagegen von vornherein die Stellung ins Auge, die der Zögling einst einnehmen soll und erwägt, welche Körper- und Seelenfertigkeiten ihm darin nützlich oder gar unentbehrlich sind.

In dem Anhang zu dieser Abhandlung fragt nun Campe: „Was ist Empfindsamkeit, und wie unterscheidet sie sich von ihrem Affen, der Empfindelei?“ Diese Frage hat Campe schon früher in einem Aufsatz aufgeworfen: Ueber Empfindsamkeit und Empfindelei in pädagogischer Hinsicht, Hamburg 1779. Wie er selbst sagt, hat er jenen Aufsatz überarbeitet, und weil er inzwischen durch weitere Beobachtungen das Mangelhafte seiner Ant-

worten verbessern konnte, ihn in dieser neuen Gesalt ins Revisionswerk aufgenommen.

In der Antwort unterscheidet er Empfindsamkeit, Empfindlichkeit und Empfindelei. Die beiden letzten sehen die Dinge nicht so, wie sie wirklich sind und üben auf die Gesundheit der Menschen eine ungünstige Wirkung aus, welche immer in überspannten Empfindungen leben.

Deshalb soll die Empfindungskraft in einem Kinde nicht zu früh, noch zu viel angeregt, jede Uebertreibung vermieden werden.

Für diesen letzten Teil der Abhandlung finden wir bei Rousseau wohl gelegentlich in der Kritik der Gesellschaft leise Anklänge, aber das Ganze als Thema der Pädagogik ist ihm fremd.

Die nächste Schrift von Campe im „Allgemeinen Revisionswerk" ist im V. Bande enthalten: „Ueber die grosse Schädlichkeit einer allzufrühen Ausbildung der Kinder"[1] Hierbei setzt Campe die Kenntnis der Abhandlung über das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte voraus. Der neue Aufsatz ist ausserdem eine Ueberarbeitung einer früheren Schrift:

„Ueber das schädliche Früh- und Vielwissen der Kinder" aus der Sammlung einiger Erziehungsschriften.

In der Einleitung zitiert Campe eine längere Stelle aus Rousseaus Emil[2] über dessen sogenannte negative Erziehung und erklärt, seine ganze Abhandlung werde ein Commentar über diese Stelle sein. Dieser Commentar zerfällt in vier Abschnitte. Im ersten erörtert Campe, was unter

1. Allgemeines Revisionswerk V. Seite 1—160.
2. Emil II. § 66–68.

einer allzufrühen Ausbildung der Kinder zu verstehen ist. Eine scheinbare Vervollkommnung des Menschen, welche der Natur zum Trotz geschieht, ist im Grunde eine Verschlimmerung desselben, es ist eine Frucht, im Treibhause gezogen. Deshalb muss man die Natur beobachten, wie sie zur Ausbildung der Kinder wirkt. Die Mittel, die er die Natur anwenden sieht, sind wesentlich dieselben, die Rousseau für Emil als die rechten erkennt. Für den Körper einfache und gesunde Nahrung, reine Luft, Abhärtung, viel Bewegung und angemessene Ruhe, für die Seele sinnliche Wahrnehmungen, körperliche Bedürfnisse und dadurch erregte Tätigkeit des Geistes und Leibes, Trieb zur Nachahmung etc. Die Natur entwickelt überhaupt zuerst den Körper mit seinen Sinneskräften, erst viel später die geistigen Anlagen. Es würde zu weit führen, eingehender den Einfluss Rousseaus in diesem Abschnitt zu kennzeichnen, da das ganze Stück davon durchtränkt ist. In zehn Beobachtungen zeigt Campe besonders, wie die Natur durch Selbstgefühl und Selbsttätigkeit unterrichtet, sodass der Schüler jede so erworbene Kenntnis mit Vergnügen als sein Eigentum betrachten kann, während er bei der Erinnerung an das, was ihm von seinen Lehrern eingebläut worden ist, nur Widerwillen empfindet. Der Unterricht soll darum zur Befriedigung der erregten Wissbegierde des Kindes dienen; sodass anschauende Erkenntnis dadurch bewirkt wird. Auf Grund der zehn angestellten Beobachtungen legt Campe sich nun die Frage vor: „Wie muss unsere Mitwirkung zur Ausbildung des Kindes beschaffen sein, wenn sie mit den jetzt erkannten Wirkungsarten der Natur

übereinstimmen soll?“ Er erklärt sich, wie schon früher, gegen die negative Erziehung Rousseaus, denn er glaubt erkannt zu haben, dass die Natur garnicht allein handeln will. Deshalb ist es Pflicht der Menschen, mitzuwirken an der Erziehung der Kinder. Er tadelt Rousseau, dass er von der Wahrheit ausgehend, die Grenze derselben überschritten hat und dass er, weil der Schulunterricht zweckwidrig ist, auch jeden anderen positiven Unterricht verurteilte. Der Unterschied scheint hiernach zwischen beiden schwerwiegend zu sein, indessen wie oben schon dargelegt, nur scheinbar, da Rousseau eben in der Praxis ganz anders handelte. Wir werden deshalb vergeblich in den folgenden Regeln einen grossen Unterschied von Rousseau suchen, sondern wie vorher dessen Einfluss spüren, wenn die Untersuchungen Campes auch in vieler Beziehung systematischer und tiefer sind.

Er verlangt zunächst, man solle bei der Erziehung so lange der Natur gemäss verfahren, als es nur immer erlaubt ist. Sobald man etwas Positives vornehmen will, überlege man vorher, ob die dadurch erreichte Vervollkommnung auf der anderen Seite einen Schaden mit sich bringt. In diesem Falle soll man davon abstehen. Immer aber gilt es, erst die Ausbildung des Körpers, dann mit grosser Mässigung die des geistigen und moralischen Teils der Natur vorzunehmen. Dabei muss man erst mit der Erweckung der unteren Seelenkräfte beginnen, suche aber die körperlichen Kräfte stets im Uebergewicht über die geistigen und moralischen zu erhalten. Im Unterricht übereile man sich nicht, sondern verknüpfe eines mit dem anderen und lehre nur, was unentbehrlich ist.

Das ist der Fall, wenn die Seele des Kindes sich danach sehnt, wenn es seine Freude erhöht, wenn es dasselbe vor Schaden bewahren, und wenn die Natur es jetzt ihm noch nicht mitteilen kann.

Dazu rechnet Campe den ersten Unterricht von Gott, von der göttlichen Vorsehung und von der Unsterblichkeit der Seele. Hierin unterscheidet sich Campe, wie schon mehrfach gezeigt, tatsächlich von Rousseau: Kenntnisse soll man dem Kinde nur in soweit darbieten, als es Bedürfnisse danach hat, aber auch dabei gilt es, ihm den Gegenstand derselben anschaulich zu machen. Einmal aber müssen wir aufhören, es bloss der Natur gemäss zu erziehen. Es wird Zeit, es für die Gesellschaft auszubilden. Die Frage, wann das geschehen soll, beantwortet Campe zunächst in einer etwas umständlichen Regel, deren Befolgung aber, wie er selbst einsieht verschiedene Schwierigkeiten hat. Im Grunde will er die Zeit seines Anfanges und das Ziel von seinem künftigen Beruf abhängig machen.

Das ist in dieser Abhandlung der eigentliche Unterschied zwischen ihm und Rousseau. Dieser hat ein Phantasiegebilde vor Augen, dem ein Erzieher sein ganzes Leben widmet, um ihn auf angenehme Weise für das Leben vorzubereiten. Durch beiderseitigen Reichtum lässt sich dazu alles aufs beste einrichten. Dazu kommt, dass Emil nicht zu dem Zwecke erzogen ist, der Gesellschaft zu nützen, wenigstens ist das nicht die Absicht Rousseaus. Diese Grundbedingungen sind bei Campe anders. Nicht allein, fern von allen Genossen denkt er sich die Zöglinge, sondern vereint wird eine grössere Schar erzogen, da heisst es von vornherein die gleiche Erziehung auf das Gemeinsame in allen

Menschen zu beschränken. Gerade dadurch, dass er ebenso wie Rousseau die Individualität des Kindes berücksichtigt, muss er zeitiger mit der naturgemässen Erziehung aufhören und sie der Zukunft des Kindes anpassen. Allerdings könnte dies ja auch durch Einzelunterricht geschehen, aber er denkt viel zu praktisch, um für jeden Zögling einen besonderen Erzieher zu verlangen. Da es für die meisten Menschen auch nicht gleichgiltig ist, wann sie einen Beruf ausüben können, so muss die Erziehung dafür rechtzeitig beginnen, um so mehr, als nur selten ein Beruf so schnell erlernt werden kann wie ein Handwerk, das Emil wählen soll.

Da im Weiteren von der Bestimmung für einen Beruf seltener die Rede ist, so harmonieren die Gedanken Campes wieder vollständig mit denen Rousseaus.

Im zweiten Abschnitt handelt Campe von den verschiedenen Arten einer allzufrühen Ausbildung. Unter der frühreifen Körperausbildung versteht er die Verfeinerung des Kindes, wodurch diesem der äussere Anstand des erwachsenen Weltmannes gegeben werden soll. Dazu muss es in seiner Kleidung ungebührlich eingeengt werden und in seiner Haltung etwas Gezwungenes annehmen. Während die Natur kein Buch kennt, um die Kinder daraus zu lehren, noch weniger vom Auswendiglernen etwas weiss, stopft man ihren Kopf damit übermässig voll. Natürlich will man ihnen auch feinere, sittliche Empfindungen beibringen. Indem man sie darin vor ihrem Alter ausbildet, vergisst man ganz, dass, wie die Vernunft von der Natur zuletzt ausgebildet wird, so auch die feinere sittliche Bildung

zuletzt geschehen muss. Durch weichliche Lebensart, empfindsame Beispiele und Vorschriften sucht man ihre Seele zu veredeln, während das Leben doch so oft scharf zufasst.

Im dritten Abschnitt wird die grosse Schädlichkeit der frühreifen Ausbildung nun ins einzelne gekennzeichnet. Sie besteht im wesentlichen in der körperlichen und geistigen Schwäche eines solchen Kindes. Es muss infolgedessen auf sehr viele Jugendfreuden Verzicht leisten, welche diesem Alter von Natur zukommen. Noch schlimmer ist eine andere Folge, die Verdrehung des Kopfes, der die Dinge in falschem Lichte sieht, und die Verwahrlosung des Herzens, das in allerlei Art von Unsittlichkeit verfällt. Dazu kommen dann Ueppigkeit und Eitelkeit, Leichtsinn, Heuchelei, Prachtliebe, Unzucht etc. Dabei wächst scheinbar der Sinn für Wohlanständigkeit, aber eben nur für die gesellschaftliche, tatsächlich schwindet das Gefühl des natürlich Guten, Schönen und Wahren. Tot ist für solch ein Kind die ganze Natur mit ihren Reizen; Tugend, Rechtschaffenheit sind Verzerrungen ihrer Urbilder. Hand in Hand mit diesem Leben geht eine Schwäche der Aufmerksamkeit für die Gegenstände des gewöhnlichen Lebens; es tritt eine Unfähigkeit zu den meisten Geschäften des häuslichen und bürgerlichen Lebens ein, eine falsche Wertschätzung der Dinge, Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, Unzufriedenheit und allerhand Leidenschaften sind die Folge.

Viel Schuld daran hat die ganze sitzende Lebensweise in schlechter, dumpfiger Luft, das fortwährende Lernen aus Büchern, das den geistigen Kräften das Uebergewicht über die körperlichen

verleiht. Besonders schädlich ist die Lektüre der Alten, die mit ihren höchst schlüpfrigen Stellen zur Unzucht reizt. Aber auch die Bibel soll Kindern nicht zum unumschränkten Gebrauch in die Hand gegeben werden, denn so manche Stelle des Alten Testamentes kann da sehr schädlich wirken.

Vor allem aber ist Campe prinzipiell der Meinung, dass die blosse Kultur des Kindes durch Schulkenntnisse an sich das frühere Erwachen des Geschlechtstriebes zur Folge hat.

Damit steht er ganz und gar auf dem Boden Rousseauscher Ueberzeugung und auch das Vorhergehende ist, soweit es nicht von Rousseau selbst gesagt worden ist, doch ganz in der Richtung seiner Anschauungen.

Im vierten Abschnitt beantwortet Campe einige Einwürfe, die er sich von seinen Lesern gemacht glaubt. Da ist der erste und vornehmlichste der: „was man mit den Kindern bis in ihr zehntes oder zwölftes Jahr anzufangen, wie man sie zu beschäftigen, oder womit man sie Tag für Tag und Stunde für Stunde zu unterhalten habe, dafern der bisherige, frühe Schulunterricht für sie wegfallen sollte?" Die Antwort geht besonders dahin, ihnen von Kind an Geschmack an häuslichen Verrichtungen einzuflössen. Besondere Ratschläge dafür finden die Eltern in dem jüngeren Robinson. Man übe ihre Körperkraft durch beständige Bewegung, die Gesundheit durch Genuss der freien Luft und Abhärtung. Kleine, mechanische Arbeiten gibt es für die Kinder in Hülle und Fülle. Diejenigen, welche studieren sollen, mögen vorher auch ein Handwerk erlernen.

Ein anderer Einwand, den er sich macht,

ist in der Ansicht begründet, dass die Schädlichkeit des Frühlernens durch die grosse Mannigfaltigkeit der Gegenstände im Unterricht aufgehoben wird. Denen erwidert er mit einem Zitat aus der Sammlung einiger Erziehungsschriften, das nach Zurückweisung dieser Ansicht die Behauptung aufstellt: Durch die Vielheit der Gegenstände und die damit verbundene Anstrengung wird das Herz der Kinder ausgetrocknet, der Genuss der Schönheit der Natur und der Freuden des häuslichen Lebens unmöglich gemacht. Sie werden sogar unfähig zu echter Freundschaft und später zu ehelicher und elterlicher Liebe.

Das ist eine scharfe Kritik der Schulwissenschaften, wie sie selbst Rousseau nicht schärfer ausspricht. Sie stehen beide auf demselben Boden und lassen an den Schulen ihrer Zeit nicht viel Gutes. Heute mutet uns dieses Urteil etwas zu streng an. So gewiss die Gefahren aus dem pedantischen Unterricht sehr gross sind, so lehrt doch die Erfahrung gegen Campe und Rousseau, dass es immer noch Menschen gibt, die die Schönheit der Natur, die einfachen Freuden des häuslichen Lebens, echte Freundschaft und elterliche wie eheliche Liebe zu geniessen und zu schätzen wissen.

Als letzte Abhandlung von Campe[1] im Revisionswerk finden wir im zehnten Bande die „über das Zweckmässige und Unzweckmässige in den Belohnungen und Strafen.“ Der Gegenstand war so wichtig, dass die Abhandlung in einem Büchlein noch besonders abgedruckt wurde unter dem Titel: „Belohnungen und Strafen in pädagogischer Hinsicht.“

1. Allgemeine Revision, Band 10, Seite 445–568

Der Zweck, den der Erzieher bei allen Belohnungen und Strafen vor Augen haben muss, ist der, durch Belohnungen zum Guten zu reizen und darin zu stärken, durch Strafen dagegen vom Bösen abzuschrecken. Darin weicht eben die pädagogische Gesetzgebung von der bürgerlichen ab, denn diese hat es nur mit den Handlungen, nicht mit den Gesinnungen des Bürgers zu tun. — Die Erziehung muss eine wirkliche und gründliche Sittenverbesserung und Veredelung der Zöglinge, eine Verbesserung im Ganzen erzielen. Das erläutert Campe dahin, dass der Erzieher nicht die Einpfropfung einer einzelnen, isolierten Tugend oder die Ausrottung eines einzigen Fehlers, ohne Rücksicht auf die ganze Charakterbildung des Zöglings, vor Augen haben darf. Er muss deshalb untersuchen, ob durch die Belohnung oder die Strafe nicht vielleicht der Keim zu irgend einer anderen Tugend oder Vollkommenheit im Kinde erstickt wird. Ferner darf er nichts bessern wollen, was die Natur, wenn man ihr Zeit lässt, von selbst tun wird. Geschieht es aber, dann muss die Wirkung in erster Linie auf das Subjekt selbst hinzielen: das für andere zu gebende Beispiel darf nur Nebenabsicht sein. Grundsatz aber ist, dass, durch Belohnung oder Strafe, das Gute selbst reizend, das Böse verhasst werde. Aus diesen Bestimmungen des Zweckes folgert Campe nun weiter, dass alle Strafen im Affekt vollzogen, in hohem Grade unpädagogisch und zweckwidrig sind, denn der alleinige Zweck der Besserung wird dabei ausser Acht gelassen. Unpädagogisch sind auch alle Belohnungen und Strafen, welche bloss darauf abzielen, gewisse Untugenden zu über-

tünchen und von gewissen Tugenden nur den äusseren Anstrich mitzuteilen, nicht aber das Gute selbst in den Augen des Kindes liebenswürdig, das Böse selbst gehässig zu machen. Dazu rechnet er alle, welche nicht nur willkürlich sind, sondern auch in den Augen des Kindes als solche erscheinen. Dadurch würde man das Kind zur Heuchelei erziehen. Campe zeigt das an einem Beispiel über Wohltätigkeit, in welchem dem Kinde diese doppelt belohnt wird. Dasselbe hatte Rousseau schon in seinem Emil angewandt.

Zweckwidrig sind weiter alle Belohnungen und Strafen, wodurch eine einzelne Tugend mit Vernichtung einer anderen oder wohl gar auf Kosten des ganzen sittlichen Charakters eingepflanzt, oder wodurch eine einzelne Untugend ausgerottet wird, um einer anderen, vielleicht noch schlimmeren Platz zu machen. Ein Vergleich dieser Gedanken mit Rousseaus Emil zeigt, dass sie sich durchaus in seinen Grenzen bewegen, und dass manche Anregung durch ihn hervorgerufen ist. Immerhin bringt Campe so viele originale Ansichten vor, und führt sie so eigenartig aus, dass er in diesem Teil der Abhandlung als ganz selbständig angesehen werden muss.

Im zweiten Abschnitt behandelt er die Einteilung der Strafen in natürliche oder notwendige und in positive oder willkürliche. Jene sind die notwendigen guten oder bösen Folgen der Handlungen, welche von selbst entstehen, diese, die von der Willkürlichkeit eines anderen mit unseren Handlungen verknüpften zufälligen Folgen. Bei dieser Betrachtung wendet sich Campe mit ziemlicher Schärfe gegen Rousseau, der nur die erste

Art angewendet wissen wollte. Campe führt dagegen aus, dass die natürlichen Folgen der Handlungen der Kinder den jungen Seelen zu entfernt liegen, um als Beweggründe zu wirken. Zweitens sind diese Folgen auch zu fein und zu unsinnlich, um richtig wirken zu können, drittens sind viele Kinder auch schon zu sehr verwöhnt und verderbt, als dass Vorstellungen von den natürlichen Folgen ihrer guten und bösen Handlungen hergenommen, hinreichend wären, den Zweck zu erreichen. Ehe ich auf Campes Ausweg in diesen Schwierigkeiten eingehe, muss ich zu diesen Gründen Stellung nehmen. Da ist zunächst zu sagen, dass er Rousseaus Stellung damit überhaupt nicht getroffen hat. Das zeigen die Beispiele.

Zur ersten Folge redet Campe von einem flatterhaften Knaben, der mit dem Durchfallen im Examen bedroht wird. Wann hat aber Rousseau je daran gedacht, seinen Emil für ein Schulexamen vorzubereiten? Zur zweiten Folge nimmt Campe das Beispiel vom Essen her, und meint mit der blossen Rede, dass Wein, Kaffee etc., schädlich sind, wird sich ein Kind nicht von ihrem Genuss abhalten lassen, wenn sie ihm gut schmecken. Aber Rousseau hat da ein viel einfacheres Mittel, er sagt kein Wort, aber es gibt diese Dinge einfach nicht, wenn sie sein Zögling nicht geniessen soll, und damit ist jede Gefahr von vornherein ausgeschlossen und Campe selbst hat das für die Erziehung kleiner Kinder empfohlen. Was nun die dritte Folge anbetrifft, so verkennt Campe nicht nur Rousseaus Ansicht über seinen Emil, der eben kein verdorbenes Kind ist, sondern er schreibt Rousseau Vorstellungen gegenüber dem Kinde zu,

die dieser prinzipiell abgelehnt hat. Die Ausführungen Campes sind daher, soweit sie wenigstens die Beispiele betreffen, an eine ganz falsche Adresse gerichtet worden. Nun zu dem Ausweg, den Campe vorschlägt. Das ist eine Verbindung der natürlichen und positiven Strafen und Belohnungen. Ein Beispiel erklärt diese Absicht: Das Kind hat sich den Magen überladen und Bauchschmerzen. Diese sind die natürliche Strafe. Zeigt die Erfahrung, dass diese nicht genügt, dann muss eine positive hinzukommen. Aber nicht etwa Schläge, denn das wäre rein positiv und daher zweckwidrig, sondern man bereitet ihm durch sein Kranksein einen recht langweiligen Tag, während die Kameraden einen besonders lustigen erhalten. Das ist zwar auch eine willkürliche Strafe, aber sie hängt mit dem Vergehen des Kindes sachlich eng zusammen. Daher wird sie, wenn man alles Schelten unterlässt, in der Seele des Kindes das Ansehen einer natürlichen, notwendigen Folge haben. Wir sehen also, für das Kind darf es nur natürliche Strafen geben, und es kommt darauf an, sie ihm als solche erscheinen zu lassen. Darin sind Rousseau und Campe einig. Nur hat dieser noch eine gemischte Art gefunden, die den Zweck besser erreichen soll. Ich glaube, Rousseau hätte dagegen nichts eingewendet, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er sie selbst längst vorgeschlagen hat, wenn er auch keinen besonderen Namen dafür hatte. Gewiss hat er II, 94 rund erklärt dass die Strafe die Kinder immer als eine natürliche Folge ihrer schlechten Handlung treffen muss, aber das Beispiel dafür ist doch schon ein vermischtes. Wenn man nämlich dem Lügner nicht glaubt, so gehört dazu doch die

Mitwirkung des Menschen, der in dem Augenblicke die Erziehung ausübt, und noch klarer wird es an dem Beispiel in II, 92 wo er das Kind, das fortgesetzt die Fensterscheiben zerschlägt, in eine dunkle Kammer sperrt, damit es den Wert seiner Handlung ermessen kann. Diese Folge seiner Handlung ist gewiss keine natürliche, sondern eine vermischte Strafe. Wenn Campe sich also so scharf gegen Rousseau wendet, dann hat er dessen Stellung zu den natürlichen Strafen sicher viel zu wörtlich genommen. Er mag daher ja wohl geglaubt haben, gegen Rousseau eine ganz neue, eigenartige Stellung eingenommen zu haben, sachlich aber ist es nicht der Fall. Später im zwölften Bande hat er dann selbst in einer Anmerkung zu der zitierten Stelle des Emil zugegeben, dass es eine vermischte Strafe gewesen ist, die da angewendet worden ist. Im Uebrigen trägt Campe im folgenden eine ganze Anzahl Rousseauscher Gedanken vor. Nur so weit er über diesen hinaus auf die Erziehung mehrerer Kinder im Hause oder in Anstalten zu sprechen kommt, finden sich naturgemäss Gesichtspunkte, denen wir im Emil nirgends begegnen.

An der Spitze der übereinstimmenden Vorschläge steht die Forderung, man sei mit Belohnungen und Strafen so sparsam als möglich und bedenke, dass beide ihre Kraft verlieren, sobald sie durch Vervielfältigung und öftere Wiederholung zur Gewohnheit werden. Sind sie nicht zu umgehen, dann begnüge man sich solange als irgend möglich mit den natürlichen Folgen der Handlungen, erst im Notfall geht man zu den vermischten Strafen über und die willkürlichen wendet

man überhaupt nur bei ganz verdorbenen Kindern an. Erkünstelte Reizungen des Ehrtriebes sind durchaus zu vermeiden, Gerechtigkeit, Unparteilichkeit, Unerbittlichkeit werden das Amt des Erziehers bedeutend erleichtern. Dazu gehört ferner, dass alle, die mit den Kindern zusammenkommen, einmütig ihr Amt ausüben und sich gegenseitig unterstützen. Im letzten Abschnitt wendet er nun die vorher entwickelten Grundsätze zur Beurteilung verschiedener Belohnungen und Strafen an, die bei der Erziehung in Uebung sind. Er erklärt sich darin gegen Naschwerk, Puppenkram etc., durch die man sie zur Artigkeit anreizen will. Statt sie aber zu bessern, macht man die Kinder naschhaft, begierig und vor allem herrschsüchtig. Nur zu bald kennt das Kind seine Macht und lässt uns den Herrn spüren. Deshalb soll man ihm, wo es angebracht ist, lieber ein freundliches Gesicht zeigen, an seinen Spielen teilnehmen und auf der anderen Seite seine Launen nicht berücksichtigen. Ebenso bestimmt wendet er sich gegen das Certiren, d. h. das Verteilen der Plätze nach den Fehlern in den Arbeiten. Dadurch wird nichts im Charakter gebessert, aber unendlich viel geschadet. Statt dessen will er eine Konferenz- und Zensuranstalt, in der über jeden Schüler Buch geführt wird und zwar über Sittlichkeit, äusserliches Betragen, Schulfleiss, häuslichen Fleiss. Am Ende des Quartals wird dann das Urteil zusammengefasst und bekannt gemacht. Die Eltern sollen jedoch jederzeit Einsicht in das Buch erhalten. Campe glaubt, damit Ungerechtigkeiten und sonstige Schäden vermieden zu haben, die im Dessauer Philantropinum unter seiner eigenen Leitung durch die Meritentafeln, den

Orden des Fleisses und der Tugend entstanden sind. Die Erfahrungen, die er dort sammelte, brachten ihn zu der Rousseauschen Ansicht, dass man die Ehrsucht bei der Kindererziehung vollständig meiden müsse. Dieselben Bedenken hat er auch gegen die Schulprogramme, in denen über die abgehenden jungen Leute die Urteile öffentlich abgegeben wurden. Von Beschimpfungen als Strafmittel hält er auch nichts Gutes, denn sie erfüllen ebenfalls nicht den Zweck der Besserung, sondern stumpfen das Ehrgefühl ab. Für Leibesstrafen ist er als Philanthropist von vornherein nicht zugänglich. Trotzdem hat er durch die nüchterne Abwägung des Nützlichen weit mehr Ueberzeugungskraft als die anderen Philanthropen. Eine Ausnahme machen verdorbene Kinder. Diese bedürfen zuweilen körperlicher Züchtigung. Für sie stellt er das Gesetz auf: wer wissentlich und vorsätzlich anderen Leuten Schmerz verursacht, der muss Schmerz leiden. Das ist auch Rousseaus Standpunkt, der sonst zwar keine Züchtigung kennt, aber für den Fall, dass ein Kind einen Menschen schlägt, eine derartige Tracht Prügel diesem zudenkt, dass ihm ein für alle Mal die Lust vergeht, sich an einem Menschen zu vergreifen. Campe fasst seine Ansicht über diese Strafe noch in folgende kurze Regeln zusammen: man züchtige erstens so selten als möglich, zweitens nie im aufbrausenden Affekt, drittens mit Nachdruck. Nach der Strafe zeigt man, dass man die Sache vergessen wolle und versucht am Abend derselben oder im Laufe des nächsten Tages dem Kinde klar zu machen, dass man notwendig und mit guter Absicht so habe handeln müssen.

Zum Schluss der Abhandlung wirft er nun noch die Frage auf, „ob es, um einen Menschen tugendhaft zu machen, wirksamer sei, ihn die angenehmen Folgen des Guten oder die unangenehmen Folgen des Bösen am meisten empfinden zu lassen?“ Er antwortet mit Spinoza: „dass eine durch Freude erweckte Begierde unter gleichen Umständen stärker als eine andere ist, die aus Traurigkeit entsteht.“ Das ist wichtig genug, um in der Erziehung berücksichtigt zu werden.

Wenn ich nun noch einmal das Ganze dieser Abhandlung auf seine Abhängigkeit von Rousseau überschaue, dann muss ich wie oben sagen, dass Campe der Sache nach tatsächlich mehr von Rousseau angenommen hat, als er selbst glaubt. Infolge der verschiedenen Stellung zu der Erziehung in Instituten aber bleibt Campe in dieser Abhandlung unabhängiger als in den vorigen, namentlich den ersten.

Wenn nun noch aus dem „Allgemeinen Revisionswerk“ die Anmerkungen Campes zu Rousseaus Emil berücksichtigt werden, so kann das natürlich nicht so geschehen, dass jede besonders besprochen wird, sondern es handelt sich um die Art, wie Campe im allgemeinen Stellung dazu nimmt. Da ist nun bald klar, dass er ein Freund des grossen Geisteshelden ist und ihn gegen Verkleinerungen, namentlich gegen die Formeys, des Verfassers des „Antiemil“ in Schutz nimmt. Zugleich lässt er darüber keinen Zweifel, dass Rousseau die Grenze des Erreichbaren oft zu sorglos überschreitet, auch durch seine Gleichnisse, bildlichen Ausdrücke und Redensarten oft blendet. Zuweilen erläutert er auch die kurze Sprache

Rousseaus, um Einwendungen dagegen zurückzuweisen. Er entschuldigt ausserdem die Art jenes damit, dass er frappant reden musste, um Aufmerksamkeit zu finden. Zu berücksichtigen ist auch sein Lebensgang, der ihn zu eigenartigen, abenteuerlichen Auffassungen über die Erziehung eines Menschen für seine Traumwelt verleitete. Das alles aber hindert Campe nicht, die Schärfe seiner Beobachtungsgabe und seiner Erkenntnis des allgemein Richtigen anzuerkennen. Als eine der grössten Wahrheiten, die man nicht oft genug wiederholen kann, stellt er den Satz Rousseaus auf: „Derjenige unter uns, der am besten das Gute und das Böse dieses Lebens zu tragen weiss, ist, meinem Bedünken nach, am besten erzogen; woraus denn folgt, dass die gute Erziehung weniger in Vorschriften als in Uebungen besteht.“ — Was Rousseau ferner von den Vätern und Hofmeistern sagt, das grenzt nach Campes Gefühl an das Erhabene: „Er schrieb es, begeistert von der Würde des Menschen, und diese Begeisterung, das kann nicht fehlen, muss sich vielen seiner Leser mitteilen, und viel Gutes wirken.“

Die Anmerkungen bieten indessen in ihrer Kritik des Emil nur sehr wenig Neues. Fast alles hat Campe in den vorhergehenden Schriften benutzt und ebenso gut gesagt. Inhaltlich sind es meistens Zustimmungen und nur selten kleine Einschränkungen und Vorbehalte. Interessant ist besonders die öftere Anmerkung, dass Rousseau selbst über die negative Erziehung hinausgeht, was Campe in seinen früheren Schriften nicht genug beachtet hat. In den Bemerkungen zu dem eigentlichen Unterricht erkennt er besonders Rousseaus Ver-

dienste an und kann nicht genug auf das richtige Prinzip der Anschauung und des Interesses der Kinder aufmerksam machen. Inbetreff der Aufklärung über die Geburt des Menschen wünscht Campe, dass die Kinder gelegentlich bei der Geburt von Tieren zuschauen und ihnen gesagt wird, so werden auch die Kinder von ihren Müttern geboren, nachdem Gott sie im Leibe der Mutter hat entstehen lassen. Schliesslich bekennt er auch noch, dass nach seiner Meinung der Mensch ursprünglich gut sei, aber in die Verdammung der Gesellschaft stimmt er nicht ein, denn dieses Urteil würde dem Zögling nur Schaden bringen und ihm von vornherein den Mut rauben, zu ihrer Besserung etwas beizutragen. Die Schuld an dem überharten Urteil Rousseaus trägt sein eigenes, verbittertes, galliges Wesen, das ihn denn auch über die modernen Geschichtsschreiber wie über die Geschichte selbst ungerecht urteilen lässt, ungeachtet dessen, dass viele seiner Beobachtungen richtig und wertvoll sind. Auch in Sachen der Religion kann er nur teilweise zustimmen, und zwar wesentlich nur in der Kritik des gebräuchlichen Auswendiglernens des Katechismus etc. Natürlich will er die Kinder auch mit den metaphysischen Begriffen der Gottheit verschonen, aber doch die Grundlage zur Religion in der Kenntnis des moralischen Gottes legen. Im übrigen weist er, wie bei vielen anderen Themen, auf seine sonstigen ausführlichen Schriften hin.

Der vierzehnte Band des Revisionswerkes bringt zum Schluss noch eine kleine Abhandlung über die Religion, aber sie sagt nichts Neues für die Pädagogik. Beim fünften Bande des Emil

urteilt Campe, das Rousseau seine Grundsätze der Mädchenerziehung nicht so vollkommen durchgeführt hat wie die der Knaben, sodass „man sieht, der grosse Maler hatte sich an Emilens Bildnisse erschöpft; das der Sophie konnte ihm daher nicht so gut als jenes gelingen. Schade um so manche herrliche Partie, dass die übrigen ihr nicht alle entsprechen.“ Unter diesen finden sich Stellen, um derentwillen er Rousseau bedauert: „Sollte er wirklich geglaubt haben, dass diese raffinierte Koketterie ein wesentlicher Bestandteil des weiblichen Charakters sei? dann bedaure ich ihn, dass er nie das Glück hatte, ein unschuldiges Mädchen und ein unverderbtes Weib zu finden.“ Campe glaubt dem gegenüber in dem väterlichen Rat für seine Tochter diese Fehler vermieden zu haben, und ergänzt darin auch manche Mängel des Rousseauschen Bildes, an dem er wirklich recht viel auszusetzen hat.

Ich komme nun zu den beiden letzten der wichtigsten Werke Campes. Von diesen sagt Leyser in seinem Lebensbild Campes. „Wenn sämtliche pädagogische Schriften Campes eine Perlschnurr bilden, die schönsten, die kostbarsten dieser Perlen sind, Theophron und väterlicher Rat für meine Tochter.“ Der erstere[1] enthält Erfahrungen und Vorschriften zu einer weisen Wahl, zu einer glücklichen Einrichtung des geschäftlichen Berufslebens und zu einer vernünftigen Vorbereitung dazu, sowie Erfahrungen und Vorschriften über den Umgang mit Menschen. So wichtig diese Schriften aber auch sind und so sehr ein weiteres Eingehen

1. J. H. Campe: Sämtliche Kinder- und Jugendschriften. 37. Bändchen, Braunschweig 1832.

auf sie von Interesse ist, im Rahmen dieser Arbeit muss die Frage nach ihrem Verhältnis zu Rousseau die Richtschnur bleiben, nach der sie beachtet werden.

Theophron, ein alter Mann von grosser Erfahrung gibt die im folgenden ausgesprochenen Verhaltungsmassregeln seinem Sohne Kleon, als er den Schoss seiner Familie verlassen muss. Mit väterlicher Innigkeit und Liebe im Tone bietet er in breiter Weitschweifigkeit seine Erfahrungen und die daraus gezogenen Grundsätze dar. Der erste davon ist der: „Wer mit glücklichem Erfolge, zu seiner und anderer Zufriedenheit, ausser sich wirken will, der muss zuvor auf sich selbst gewirkt haben:“ Denn niemand kann etwas geben, was er selbst nicht hat. Je mehr er aber an seiner eigenen Veredelung gearbeitet hat, desto mehr wird auch seine übrige Wirksamkeit Erfolg haben. Das Wichtigste dabei ist die Erwerbung einer strengen und zarten Gewissenhaftigkeit. Der Gedanke an die Pflicht muss alles andere in den Schatten stellen, dann wird man ein braver Mann. Freilich geschieht das nicht ohne Kämpfe, es bedarf der Anspannung aller Kräfte und der Entwöhnung überflüssiger Bedürfnisse.

„Ein braver Mann mit wenigen Bedürfnissen ist ein Fels im Meere, an dem die mächtigsten Wogen zerschellen und vergebens schäumend zurückprallen müssen.“

Darauf geht Campe dazu über, die entnervenden Lüste und Ausschweifungen, besonders Spielsucht, Trunkliebe und Unzucht, zu geisseln und gibt umständlich namentlich die Gefahren der letzteren an, indem er dabei auf den Verkehr mit

dem weiblichen Geschlechte besonders eingeht. Die Erwägungen und Beobachtungen, die ihn dabei leiten, sind vielfach dieselben, die Rousseau schon für Emil gemacht hat, als er ihn in die Gesellschaft des Weibes einführte. Die erste und wichtigste Vorschrift Campes ist die, mit keinem anderen Frauenzimmer jemals in engere, gesellschaftliche Verbindung zu geraten, als mit solchen, die im strengsten Verstande ehrliebend, sittsam und durchaus von unbescholtenem Rufe sind.

Eine andere erstrebenswerte Tugend ist die Ordnungsliebe, denn ohne diese kann keine wirkliche tugendhafte und würdige Sinnes- und Handlungsart stattfinden. Sie ist die unentbehrlichste Grundlage aller Tugenden. Zu verlangen ist ferner Geschmeidigkeit, Festigkeit, Geistesgegenwart, ein volles Mass gesunden Menschenverstandes und besonders noch Werktätigkeit, am liebsten die Ausübung eines Handwerkes. Indessen hat er darüber in seinen früheren Werken Genaueres und meiner Ansicht nach auch Besseres gesagt, sodass es nur eine Wiederholung davon ist. Wenn ich nun von einigen Grundgedanken über den Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte absehe, dann finde ich in diesem Teil wohl manche Anklänge an Rousseau, aber der ganze Boden ist ein so verschiedener, dass alles eine andere Gestalt gewinnt, und der Einfluss Rousseaus darin jedenfalls nur schwach zu Tage tritt.

Die nächsten Teile des ersten Abschnittes gehen nun auf den Beruf ein. Anfangs finden sich noch manche Anklänge an Rousseau. An die Spitze der Betrachtungen stellt Campe die Mahnung: „Wolle, indem du auf die Schaubühne des ge-

schäftlichen Lebens trittst, nicht glänzen, sondern nützen und glücklich sein, und dieser Gesinnung gemäss wähle dir deinen künftigen Beruf.“ Glücklich sein, das ist auch für Rousseau ein erstrebenswertes Ziel; aber der verderbten Gesellschaft nützen? So weit reicht sein Optimismus nicht. Gern stimmt er aber Campe darin bei, dass der Ehrgeiz oft mehr ein Störer, als ein Beförderer wahrer Verdienste und wahrer Gemeinnützigkeit ist. Auch das Umschau halten, bevor man sich endgültig einen Beruf wählt, wünscht er und ist ganz derselben Meinung, dass die Abhängigkeit in so manchen Berufsarten recht misslich ist und ganz wie sein eigen klingen die Worte: „Man lebt, der Regel nach bei derjenigen Berufsart am gesundesten, mithin auch am zufriedensten, welche am wenigsten bloss betrachtend und grübelnd, am meisten werktätig ist.“ Sobald nun aber Campe näher auf den Beruf eingeht und dann namentlich die geschäftliche Seite desselben in Betracht zieht, steht er auf eigenem Boden. Wie würde wohl Rousseau jemals zu folgender Aeusserung kommen. „Ehe du ein Geschäft unternimmst, verabsäume nie, deine ganze Seele zu Gott, dem Urquell alles Guten zu erheben und ihn um Beistand und um Stärkung deiner eigenen, schwachen Kräfte demütigst anzuflehen!“ Aber Campe entfernt sich noch weiter von seinem sonst so sehr geschätzten Freunde. Er geht dazu über, praktische Geschäftsanweisungen zu geben und dehnt seine Vorschläge auf die Geldangelegenheiten, die Pünktlichkeit darin, auf die Ordnung der Geschäftspapiere, auf die Vorsicht bei Abschlüssen von Verträgen, auf die Kassenverwaltung fremden Eigen-

tums aus. Ein erstrebenswertes Ziel ist es ihm, für einen zuverlässigen Mann zu gelten.

Ueber die Erfahrungen und Vorschriften den Umgang betreffend wird wenig zu sagen sein. In der Grundanschauung vom natürlichen Menschen sind beide einig. Wie schon früher spricht es Campe hier noch einmal aus, dass der Mensch sowie er aus der Hand des Schöpfers kam und noch täglich kommt in der Tat gutartig ist. Eine Begründung dafür kann er freilich nicht beibringen und begnügt sich dafür mit einer Reihe von Behauptungen, die die Sache nicht wahrscheinlicher machen. — Im weiteren handelt er von einigen Anlagen der menschlichen Natur. Man kann dabei zuweilen Anklänge an Rousseaus Ideen erkennen, meistens aber geht er andere Wege. Erst bei der Kritik der üppigen Gesellschaft schlägt er, wie schon oft gezeigt, wieder die gleiche Bahn ein. Darauf schildert er einige Gemütsarten, sich dabei teils wiederholend teil weniger wichtige Punkte berührend. Den Schluss des Theophron bilden einige Klugheitsregeln. Auch hierin sind manche Rousseausche Grundsätze enthalten, wie die Forderungen, sich in seinen Gesinnungen und Handlungen der reinsten und strengsten Rechtschaffenheit zu befleissigen, sich wahre, dem Stande angemessene Verdienste zu erwerben, bei der Beurteilung der Fehler und Irrtümer unserer Nebenmenschen nachsichtig zu sein, den Menschen, die erhabene Gesinnungen immer im Munde führen, sie um so weniger zuzutrauen und ähnliche. Aber immerhin sind die Anklänge und Gleichheiten zu allgemein, zu sehr die Erfahrung Campes — die sich freilich auch durch Rousseau gebildet hat — als dass man

sagen könnte, hier ist Rousseaus Einfluss unverkennbar. Dazu kommt auch, dass Campe, der sonst sein Vorbild erwähnt und zitiert, im ganzen Buche von ihm schweigt. Jedenfalls war er sich selbst bewusst, hier von ihm wenigstens nicht unmittelbar beeinflusst zu sein. Wie sehr er aber dessen Anschauungen in sich aufgenommen hat, das möchte ich in einem Zitat zum Schluss noch zeigen;

„Sorge, dass du durch Mässigkeit, durch eine natürliche Lebensart, durch Vermeidung heftiger Leidenschaften und durch körperliche Geschäftigkeit deine Gesundheit erhaltest: wache unablässig über dein Herz und über dein Gewissen, dass kein Laster sie beflecke, keine unreine Begierde die zarten Wurzeln der Selbstzufriedenheit benage; rotte alle eitlen und ehrsüchtigen Absichten mit Stumpf und Stil bei dir aus, und pflanze an ihre Stelle das edlere Gewächs der Bescheidenheit, der leicht zu befriedigenden Gutmütigkeit und der seligen Begierde, Wohlsein und Freude um dich her zu verbreiten; hüte dich daneben vor übertriebenen Anstrengungen des Geistes jeder Art und lasse auf jegliche Arbeit eine verhältnismässige Ruhe, auf jegliche Ruhe neue Arbeit, Körperbewegung und Körperanstrengung folgen.“

Ein Seitenstück zum Theophron ist der väterliche Rat für meine Tochter.“[1] Es ist für junge Frauenzimmer der glücklichen Mittelklasse, nicht für junge Damen von Stande geschrieben und beginnt mit der allgemeinen und besonderen Stimmung des Weibes. Der Grund für diese Teilung liegt

1. J. H. Campe: Sämtliche Kinder- und Jugendschriften. 36. Bändchen, Braunschweig 1832.

in den Worten: „Du bist ein Mensch, also bestimmt zu allem, was der allgemeine Beruf der Menschheit mit sich führt; du bist ein Frauenzimmer, also bestimmt und berufen zu allem, was das Weib dem Manne, der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft sein soll.“ Der Zweck des Menschen heisst also Beglückung; das Mittel zweckmässige Ausbildung durch Berufswirksamkeit. Die besondere Bestimmung des Weibes ist die, beglückende Gattinnen, bildende Mütter und weise Vorsteherinnen des inneren Hauswesens zu sein. Dadurch haben die Frauen eine unendlich grosse Bedeutung, denn selbst der Mann, der schon gebildet und gereift ist, wird durch das Weib seines Herzens, was diese aus ihm zu machen Verstand oder Unverstand genug besitzt. Aber auch für den Staat ist es von höchster Wichtigkeit, denn wie das Weib, so der Bürger, der vom Weibe geboren wird. Allerdings ist das Weib abhängig und schwach, dem Manne als ihrem Oberhaupt unterworfen. Dieser ist die Eiche, sie der Efeu, der einen Teil seiner Lebenskraft aus den Lebenskräften der Eiche saugt, der mit ihr in die Lüfte wächst, mit ihr den Stürmen trotzt, mit ihr steht und fällt. Drückender, weil ein wirkliches Uebel, sind die Vorurteile, Moden und Sitten. Diese schwächen und unterdrücken Leib und Seele, machen das Weib entnervt, furchtsam, ängstlich und unbehilflich. Dazu kommt, dass das Weib auch noch darauf achten muss, was „man“ dazu sagt! Das alles sind auch die Grundgedanken Rousseaus über die Stellung des Weibes im allgemeinen. Ueberhaupt zeigt sich, dass die Beobachtung der menschlichen Natur und der den einzelnen umgebenden Verhält-

nisse von ihm so scharfsinnig sind, dass Campe und viele andere ihn sich zum Vorbilde nehmen mussten. Trotzdem empfindet man beim Lesen dieses Buches so ganz andere Ansichten über das, was das recht und gut erzogene Weib nun endlich sein soll, dass man je länger je mehr gewahr wird, das Ideal, dem beide zustreben, ist doch ein recht verschiedenes. Den Grund dafür suche ich in den veränderten Familienverhältnissen und der Nationalität. Da Rousseau niemals ein eigentliches Familienleben, noch weniger ein Familienglück kennen gelernt hat, so ist sein Ideal von der guten Ehe- und Hausfrau ein nur gedachtes. Campe dagegen brauchte nur das Walten seiner Frau, die eigenen Erfahrungen, Freuden und Leiden des Ehelebens recht zu beachten, um zu wissen, was einer künftigen Hausfrau, Gattin und Mutter nottut. Das Glück, das er selbst in der Ehe gefunden hatte, zeigte ihm den Weg, auf dem es zu finden war. Dazu kommt der deutsche Geschmack, der eben eine tüchtige Hausfrau, die in Küche, Keller und allem anderen Hauswesen ordentlich Bescheid weiss, der gebildeten, vornehmen Dame vorzieht. Will nun Rousseau auch Sophie häuslich erzogen haben, so bleibt doch ein grosser Unterschied, denn er schätzt z. B. die Sauberkeit und Schönheit des Kleides so hoch, dass nach seiner Meinung Sophie sich vor der Küche ekelt, weil sie sich dabei die Manschettten schmutzig machen kann. Campes Hausfrau hat sicher in der Küche keine Manschetten, wohl aber eine grosse Schürze um. So zeigt sich in Rousseau doch eben der Franzose, in Campe der Deutsche. Da das nach meiner Meinung das Motiv ist, das die Verschiedenheiten zum grossen

Teil bedingt, wird es sich erübrigen, einen umfassenden Auszug der Schrift darzubieten. Nur das Wichtigste soll hier folgen. Um sich gesund und stark zu machen für die Ertragung aller Mühseligkeiten und Beschwerden, die die Natur ihr auferlegen wird, soll sie Leib und Seele abhärten. Die Pflichten des Haushaltes soll sie nicht nur verrichten können, sondern auch wirklich verrichten, um so die Seele des ganzen Hauswesens zu sein. Schimmernde Fähigkeiten und Geschicklichkeiten in schönen Künsten sind nicht für sie; denn unter hundert preiswürdigen Tonkünstlerinnen, Zeichnerinnen, Stickerinnen etc. möchte wohl kaum eine gefunden werden, die zugleich alle Pflichten einer vernünftigen und guten Gattin, einer selbsttätigen und sorgfältigen Mutter wirklich erfüllt oder auch nur zu erfüllen versteht. Ebenso soll sie nichts von Gelehrsamkeit wissen. Ihr Mann wird es lieber sehen, wenn sie ihn in seinen Ruhepausen mit den Angelegenheiten der Haushaltung unterhält, als dass sie ihm seine Ruhe durch gelehrte Gespräche raubt. Dagegen soll sie auf die Schönheit ihres Leibes Gewicht legen, freilich nicht nach Art einer Kokette. Ihre Seele soll erheitert und verschönt werden, das prägt sich dann auch in den Zügen des Gesichts aus und verleiht dem ganzen Körper eine Schönheit, die jeden guten Menschen erfreut und anzieht. Deshalb soll das Weib ihren Verstand mit jeder schönen, nützlichen Kenntnis schmücken und alle bösartigen Triebe von sich fern halten. Diese Schönheit allein behält bleibenden Wert, während natürliche, blendende Schönheit auf die Dauer dem Glück sehr oft hinderlich ist, weil davon bald

eine Sättigung erfolgt. Die Eigenschaften, die das Weib wirklich unbedingt nötig hat, müssen immer den Zwek haben, zur Gattin, Mutter und Vorsteherin des Hauswesens geschickt zu machen. Von den schönen Wissenschaften will Campe für die Mädchen nichts wissen, weil sie alle von Liebe und Liebelei handeln und dadurch nur verderblich wirken. Fremde Sprachen rauben dem jungen Mädchen die Zeit, sich zu einer tüchtigen Hausfrau auszubilden, die schönen Künste dagegen soll es pflegen, soweit es ihre Zeit erlaubt, und ohne Vernachlässigung wichtigerer Vorbereitungen für ihren späteren Beruf, weil es damit manche Freude und Annehmlichkeit in die Familie bringen kann. Dagegen will er vom Tanze, abgesehen vom Menuett, nichts wissen, und besonders der Walzer ist für ihn ein Verderben oder ein Zeichen der schon bestehenden Verderbtheit.

Die Gemütsbeschaffenheit des edlen Weibes fasst er in folgende Folgerung zusammen: „Reinheit des Herzens und der Gesinnungen, aufgeklärte Gottesfurcht, Schamhaftigkeit und Keuschheit, Bescheidenheit, Freundlichkeit und unerschöpfliche Herzensgüte, Besonnenheit, Ordnungsliebe, Haushaltungsgeist, Eingezogenheit, Anhänglichkeit an Mann, Kind und Haus, ein gänzliches, freies und freudiges Verzichttun auf die zerstreuenden und berauschenden Vergnügungen des herrschenden, üppigen Lebens, und endlich ein liebevolles Hingeben ihres eigenen Willens in den Willen des Mannes, woraus denn nach und nach ein gänzliches, süsses Zusammenschmelzen ihrer eigenen Wesenheit mit der seinigen entsteht.“ Mit Rousseau verglichen zeigt sich, dass er manches von

ihm übernommen hat. Namentlich die Beobachtungen über die Natur des Weibes in ihrer Unstetigkeit und natürlichen Zierlichkeit, ihrer Reinlichkeit und ihrem geschmackvollen Anzug und viele Einzelheiten lassen dessen Augen erkennen, aber die oben angeführten Gründe über die Verschiedenheiten im Wesen der beiden Verfasser zeigen sich auch hier.

Der zweite Teil, „welcher die einem Frauenzimmer nötige Menschenkenntnis nebst den darauf gegründeten Klugheitsregeln enthält", ist in den Grundzügen und der Ausführung eine Wiederholung des zweiten Teiles des Theophron. Allerdings hat Campe ihn überarbeitet, aber doch nur unwesentliche Aenderungen vorgenommen. Es gilt daher hierüber dasselbe, was schon oben beim Theophron gesagt worden ist.

Schlusswort.

Wenn ich zurückschaue auf alles, was die beiden Geisteshelden uns in ihren Werken darbieten, dann muss ich sagen, Campe hat seinem verehrten Vorbilde sehr viel zu danken, und der Einfluss Rousseaus ist unverkennbar. Am deutlichsten tritt dieser in zweifacher Beziehung hervor. Da ist einmal die Kritik der damaligen Gesellschaft, der Ammenwirtschaft, des Religionsunterrichtes, in mechanischem Auswendiglernen bestehend, der wissenschaftlichen Erziehung in Sprachen etc. durch Uebung des Wortgedächtnisses und ähnlichen Dingen; zweitens ist es die Beobachtung der Natur und der daraus gewonnenen Lehren. Nach Rousseaus Beispiel fängt Campe mit der Besserung der Menschheit bei der Jugend an, freilich nicht in der Einzel-

erziehung, sondern in Anstalten. Die Pflege des Körpers, seine Ausbildung, die Leibesübungen, Abhärtung, die ganze Beobachtung der natürlichen Bedürfnisse und die Mittel, die Erziehung von der ersten Kindheit an darauf aufzubauen, die Hochschätzung der Selbsttätigkeit, die Pflege der Sinneswerkzeuge und alles auf die natürliche Entwicklung Gehende sind Gedanken, die er von Rousseau empfangen hat. Namentlich für die erste Zeit der Kindheit folgt er fasst ausschliesslich dessen Spuren, und so ist es denn auch am natürlichsten, dass die Abhandlung über die früheste Bildung junger Kinderseelen im ersten und zweiten Jahre der Kindheit und die über die grosse Schädlichkeit einer allzufrühen Ausbildung der Kinder den Einfluss Rousseaus am deutlichsten, man kann fast sagen, auf jeder Seite dieser Bücher zeigen. Grössere Zitate kommen hinzu, um die Wertschätzung desselben klarzulegen. Ihm folgt er auch, wenn er den Kleinen das Leben und Lernen angenehm machen will, wenn er den Kindern zum Kinde, den Jünglingen zum Jüngling wird, wenn er die Handarbeit hochschätzt und sie besonders in der Jugend für nötig zur Erziehung erklärt und die Wissenschaft anfangs nur zum Zeitvertreib benutzt. Die wissenschaftliche Erziehung ist Nebensache, die physische Hauptsache, das ist auch Rousseaus Grundsatz gewesen. In ihrer Stellung zu Strafen, zu dem Ehrgeiz und der Ehrliebe als Mittel für den Unterricht, finden wir ebenso im Wesentlichen Uebereinstimmung und zwar, trotzdem Campe anfangs einen anderen Standpunkt vertreten hatte. Er folgte bald Rousseau und machte dessen Forderungen zu den seinen.

Das Vorbild desselben tritt erst da mehr zurück, wo es sich um den praktischen Unterricht von Kindern handelt. Das liegt zum Teil darin, dass Rousseau nur einen Zögling hatte, also auch nur die eine Individualität berücksichtigt, die nach seiner Meinung freilich allgemein und gleich ist, während Campe es mit einer grösseren Schar von Kindern zu tun hat, die alle ihr Recht verlangen, zum Teil, weil jener sich seinen Zögling nur vorstellt, dieser aber als praktischer Schulmann mit den Dingen rechnen muss, wie sie nach seiner Erfahrung wirklich liegen. Es gilt eben auch hier: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stossen sich die Sachen."

Ganz getrennt von Rousseau muss er bei dem Unterricht der Religion seinen Weg gehen. Nur bei Mädchen will ja auch jener religiöse Unterweisung durch das Vorbild und Beispiel der Mutter, bei Knaben aber soll sie bis zu der Zeit aufgeschoben werden, da Emil sich selbst nach sorgfältiger Prüfung seine Religion wählt. Persönlich stehen beide fast auf demselben religiösen Standpunkte, aber Campe will ihn auch auf den Unterricht übertragen und die Gottesfurcht zur Grundlage der Kinderzucht machen. Das ist gegen Rousseaus Wunsch und Willen. Gegen diesen ist auch die Rücksicht auf den späteren Beruf. Campe kann sich aber doch nicht entschliessen, die Erziehung zum Nutzen der Gesellschaft ausser Acht zu lassen.

Immerhin sind diese Unterschiede nicht so tiefgehend und zeigen sich hauptsächlich bei der ausgeübten Erziehung. Darin geht der praktische Schulmann notgedrungen einen etwas anderen Weg, weil auf Erden nun einmal nicht alles so ist, wie

es sich im Kopfe eines Menschen darstellt, auch wenn er zu diesem Zwecke noch so viel theoretische Beobachtungen gemacht hat. Die Erfahrung, die Campe sich in langen Jahren erworben hatte, nötigte ihn zu Abweichungen von seinem grossen Vorbilde. Davon abgesehen bleibt aber eine so grosse Menge von Beobachtungen, Gedanken und Erwägungen, in denen Campe seinem Meister nachfolgt, dass wir anerkennen müssen, er hat Rousseau aufs eifrigste studiert und sich durch ihn zu dem ausgebildet, was er für die deutsche Pädagogik gewesen ist und bleiben sollte.

Behandelte Litteratur.

1. Jean Jaques Rousseau: Emile oder über die Erziehung, übersetzt von Dr. v. Sallwürk, Langensalza, 1893.
2. Pinloche: La réforme de l' éducation en Allemagne au dix—huitième Siècle, Paris 1889.
3. Dr. Leyser: J. H. Campe, ein Lebensbild.
4. Joachim Heinrich Campe: Pädagogische Unterhandlungen, Dessau 1777.
5. Campe: Allgemeine Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens, von einer Gesellschaft praktischer Erzieher, Hamburg 1785 ff. 16 Bände.
6. Campe: Geographisches Kartenspiel, Hamburg 1784.
7. Campe: Geschichtliches Bilderbüchlein oder die älteste Weltgeschichte in Bildern und Versen mit 17 Kupfern, Braunschweig 1831.
8. Campe: Abeze und Lesebuch mit 24 illuminierten Kupfern, nebst Anhang: Braunschweig 1831. Versuch einer leichten Entwicklung der ersten und einfachsten Begriffe aus der Gottes- Seelen- und Sitten- oder Tugendlehre in Gesprächen einer Mutter und ihrer sechsjährigen Tochter.
9. Campe: Seelenlehre für Kinder, Braunschweig, 1831.
10. Campe: Sittenbüchlein für Kinder, Braunschweig 1831.

11. Campe: Robinson der Jüngere, Hamburg 1779. 27. Auflage. 1833.
12. Campe: Sammlung einiger Erziehungsschriften, Braunschweig 1778.
13. Campe: Theophron oder der erfahrene Ratgeber für die unerfahrene Jugend. Braunschweig 1832.
14. Campe: Väterlicher Rat für meine Tochter, Braunschweig, 1832.

Lebenslauf.

Ernst Wilhelm Hartmann, preussischer Staatsangehörigkeit, evangelischer Konfession, wurde geboren zu Paczkowo, Kr. Schroda (jetzt Osthausen, Kr. Posen) am 12. März 1876 als Sohn des Gutsbesitzers Adolf Hartmann und seiner Ehefrau Henriette geb. Adam. Seinen ersten Unterricht erhielt er bis zum 12. Lebensjahre in der Volksschule zu Sarbinowo, kam dann nach einjährigem Privatunterricht auf das Progymnasium in Tremessen und von da auf das Königliche Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen. Dort bestand er Ostern 1896 das Abiturientenexamen, um in Greifswald Theologie und Philologie zu studieren. Ostern 1897 bezog er die Universität Halle—Wittenberg und Ostern 1898 die Universität Breslau, um hier noch bis Michaelis 1899 Theologie zu studieren. Im September 1900 bestand er das erste theologische Examen in Posen, besuchte darauf das Schullehrerseminar in Oels in Schlesien, um einen sechswöchentlichen Kursus durchzumachen. Am 1. Januar 1901 wurde er Vikar in Krotoschin und blieb in dieser Stellung bis zum 1. Januar 1902. Im Oktober 1902 bestand er das 2. theologische Examen mit „gut“ in Posen, unterrichtete zeitweise an einer Konfirmandenanstalt und ging Ostern 1903 noch einmal nach Breslau, um Pädagogik zu studieren. Inzwischen wurde er für die am 1. August 1903 vacant werdende Stelle des Leiters der höheren Knabenschule gewählt.

Während seiner Studienzeit besuchte er die Vorlesungen folgender Herren Professoren und Dozenten:

In Greifswald:
Schultze, Lütgert, Giesebrecht, v. Nathusius, Zöckler, Fuchs, Dalmer, Cremer, Rehmke Bernheim, Schuppe.

In Halle:
Kautzsch, Haupt, Förster, Loofs, Kirchhoff, Steuernagel, Beyschlag, Kähler, Hering, Beer.

In Breslau:
Kawerau, Kittel, Wrede, Schulze, v. Hase, Löhr, Schmidt, Cornill.

Allen diesen hochverehrten Lehrern spricht Verfasser an dieser Stelle seinen aufrichtigen Dank aus.